This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

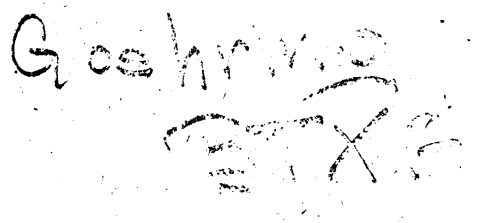
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

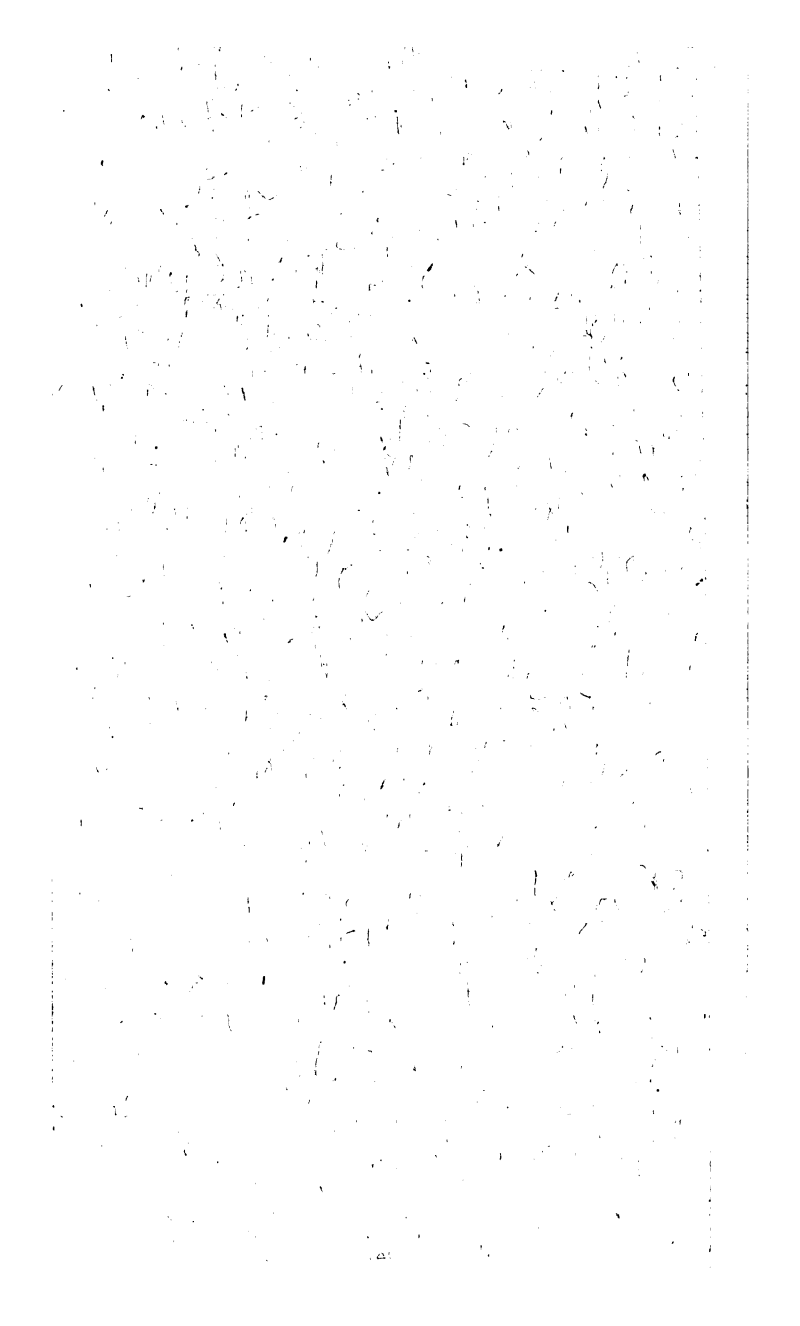
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Geſchichte der Revolution

von der

großen franzöſiſchen Umwälzung an bis auf unſere Tage.

Von

C. Goehring,

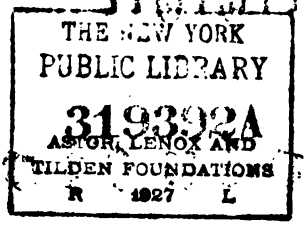
Verfaſſer von:
„Deutſchlands Schlachtfelder"
u. a. W.

Successor to C. HUNER.
Bookbinder, Stationer
AND NEWSDEALER
49 & 51 Exchange Alley
New Orleans.

Zweiter Band.

Leipzig, 1849.
C. W. B. Naumburg.

319392A


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
319392A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

Viertes Stück.

Entwickelungen in Deutschland.

1.

Die geschilderten beiden Revolutionen waren die sachliche Grundlage der großen Revolution, welche das neunzehnte Jahrhundert in seinen Schooß aufzunehmen bestimmt ist, und welche jetzt, im Jahre 1848, noch bei weitem ihr Ende nicht erreicht hat.

Beide, so wenig ähnlich mit einander, wirkten für einen und denselben Zweck, jene in positiver, diese, so darf man es nennen, in negativer Weise.

Der große Krieg, welcher dem wieder dem Herrenthum verfallenen Frankreich entsprang und endlich den polnischen und französischen Bewegungen eine Verknüpfung gab, die ihnen bei den Revolutionen selbst ganz gefehlt hatte, dieser Krieg verdeckte zwar die lebendige Wirkung, welche die beiden Revolutionen in halb Europa und namentlich in Frankreich, Italien und Deutschland hervorgebracht hatten, aber er tödtete sie keineswegs.

Die Revolution dauerte fort. Im Geiste der

Völker lag der lebendige Nerv. Alles Aeußere umgab ihn nur, ohne ihn zu drücken, und schützte ihn mehr, damit er sich wohl entwickele, als daß es ihn berührte, damit er verderbe.

Mit seinen in der Atmosphäre der Freiheit zu unüberwindlichen Mächten erstarkten Schaaren hatte Napoleon das alte deutsche Kaiserthum aus seinen Fugen geworfen. Seinen Scheitel schmückte die alte deutsche Krone der Longobarden, die beste Zierde der deutschen Kaiser, das Andenken an eine große Zeit des deutschen Reichs.

War diese deutsche Krone auf der Stirn des Fremdlings ein Hohn für Deutschlands von Gottes Gnaden stammende Herren, oder für Deutschlands Völker? Ein Hohn für jene Herren hätte sie sein können, und die Völker würden darüber nicht Wehe geschrien haben; aber Napoleon, nun selbst ein Herrscher, machte sie auch zu einem Hohn für die Völker, und dies verband die Völker und Fürsten eben so fest mit einander, als der Geist der neuen Zeit sie bereits getrennt hatte.

Es galt zuerst den Kampf gegen eine Nationalknechtschaft, und dieser war in Deutschland nothwendig, damit für die neue große Geschichtsepoche das Gefühl des Deutschthums, der deutschen Einheit er-

wacht und wirkend auf den Schauplatz der nahen Revolution trete.

2.

Nachdem Napoleon Oestreich und mit diesem auch Rußlands in Oestreich befindliche Heeresmacht geworfen, (was durch die Gefangennahme eines östreichischen Heeres von 60,000 Mann bei Ulm am 17. October 1805 und in der sogenannten Dreikaiserschlacht, bei Austerlitz, am 2. December 1805 geschah) hielt ihn nichts mehr in dem Bestreben, Deutschland in seine Botmäßigkeit zu bringen, auf.

Nichts hätte einem mächtigen Kriegshelden leichter werden können, als dies. Der Fluch der deutschen Vielherrschaft wirkte segnend auf Napoleons Seite. Die Völker galten nichts, und die Fürsten entschieden sich leicht in der Wahl, welche ihnen Napoleon ließ.

Wohl erinnerte manche deutsche Stimme, hervortönend aus dem Kreise des Volks, an die deutsche Ehre und die in Deutschlands Einigkeit beruhende unüberwindliche Macht. Reichsgrundgesetzlich waren die Fürsten nicht zu einer Einheit verbunden,

und um die Nothwendigkeit dieser Verbindung ihren Völkern nicht einzugestehen, mochten sie auch in der Noth eine solche nicht gelten lassen, ja manchem von Ihnen war es wohl nicht unlieb, sich gänzlich vom deutschen Interesse abzuwenden, um einen Beweis der persönlichen höchsten Machtvollkommenheit, der gänzlichen Unabhängigkeit zu geben.

Die Fürsten von Baiern, Würtemberg und Baden schlossen, statt mit den übrigen Herren der deutschen Lande, mit Napoleon ein Freundschaftsbündniß, und dieser konnte es nun wagen, in den deutschen Staatengebiete Anordnungen zu treffen, die die deutschen Volksstämme, selbst diejenigen, welche nicht von der Hand des frechen Fremdlings wirklich angetastet wurden, in tiefster Seele empören mußten.

Freilich waren diese Anordnungen denjenigen Herrschern, welche sich an Napoleon angeschlossen, zum Vortheil, und dies verursachte bald den Anschluß noch mehr deutscher Fürsten — im Ganzen sechzehn.

Was galt diesen feilen Leuten die deutsche Ehre und der Stolz des Volkes, an dessen Spitze sie standen, wenn sie als Herrscher gewannen? Durch die Vereinigung dieser deutschen Fürsten mit oder vielmehr unter dem mächtigen Fremdling, welche unter dem Namen Rheinbund bekannt ist, wurde die

deutsche Reichsverfassung, die ohnehin nur noch in einem Gedanken bestanden hatte, gänzlich vernichtet und eben so gänzlich die Macht Deutschlands vernichtet. Denn das halbe Reich war mit dem Fremdling und hob die Macht der andern Hälfte des Reichs auf.

Solches Unglück war über das alte herrliche Heldenreich durch die Herrscher gekommen. Das Volk wimmerte in seinem Herzen — denn laut durfte es nicht wimmern — über seine Erniedrigung und Schmach, und schämte sich jämmerlich des Stolzes, in welchen sich seine Herren knechtssinnig wie die schlechtesten Sklaven unter dem Arme des fremden Oberhauptes freueten.

Wohl oft hatten die deutschen Völker die Herrscher hassen gelernt, verachten aber nie so wie jetzt, ja nie hatten sie sich selbst so verachtet und im Herzen mit Vorwürfen beladen als jetzt. Und so sollt' es sein, so wollte es, so brauchte es die Geschichtsperiode, welche sich aus dem zusammenstürzenden Gerüll der alten entwickeln sollte.

Schon jetzt waren die deutschen Völker zu der Revolution, dem Aufstande gegen das Herrenthum, reif, welchen die Franzosen funfzehn Jahre früher unternommen hatten. Allein das Kriegsgewitter,

welches über den Gauen schwebte, verhinderte ihn und nöthigte dazu, mit den Herrschern, und zwar vorzüglich mit denen, welche dem Rheinbunde nicht beigetreten waren, zusammenzuhalten.

Den Uebermuth, welchen der entartete Sohn der ausgearteten französischen Republik in seiner höchsten Macht an Deutschland ausließ, wurde endlich so empörend, daß selbst Throne den Schmerz ihrer Schmach empfanden und sich von dem Entschluß hinreißen ließen, Deutschlands Ehre zu retten.

Der preußische Thron, auf dem sich wunderbare Weise die Tugenden und Gefühle einer echten Tochter Freias verlaufen, stand hierbei allen anderen voran. Freilich erhielt auch dieser Thron ein großes Stück von der Schmach und Demüthigung zu tragen, welche das Volk empfinden mußte.

Auf Luisens Andringen entschloß sich Friedrich Wilhelm III. zur Kriegserklärung gegen den übermüthigen Kaiser von Frankreich. Allein seine Erklärung floß nicht aus dem Heldenbewußtsein, mit welchem die Urväter der Germanen Kriege unternahmen, sondern aus dem Vertrauen auf russische Hilfe, und darum hätte das Unternehmen wohl auch mißglücken müssen, wenn sich mit Napoleon nicht deut-

ſche Waffen den deutſchen Waffen entgegengeſtellt hätten.

Die preußiſchen Kriegsvölker vereinigten ſich bei Jena, an der Grenze des Landes, bereit, auch ohne die verſprochenen ruſſiſchen Hilfscorps dem Feinde zu widerſtehen. Aber ſie unterlagen, damit die Schmach des deutſchen Volkes vollkommen werde und ſich ſo tief in das Gefühl hineindrücke, daß ſie nie vergeſſen werde und ſo lange an das erinnere, was dem deutſchen Volke verloren gegangen, bis es erreicht ſei.

Der 14. Oktober 1806 war es, welcher die furchtbarſte Mahnung an die deutſchen Völker richtete und in ſeinem Kanonendonner ein Gericht über Deutſchlands Fürſten hielt, welches erſt nach Jahren völlig verſtändlich und ausgeübt werden ſollte.

Nach der furchtbaren Niederlage bei Jena war Preußen nicht im Stande, der Fluth der franzöſiſchen Schaaren einen Damm entgegen zu ſetzen. Die preußiſchen Feſtungen, in den Händen echter Söhne des Adelſtandes, die allezeit bereit ſind, ſtolze Knechte desjenigen Herrn zu werden, auf deſſen Seite Sieg und Glück ſind, gingen eine nach der andern an den Feind über. Bald war er völlig im Beſitze Preußens; bald dann auch im Beſitze Hannovers, Oldenburgs, Mecklenburgs, Hamburgs, Bremens, Lü-

becks, Fuldas, Heſſens und aller Staaten, welche ſich mit den Staaten des Rheinbundes nicht vereinigt gehabt.

Und dieſen Eroberungszug führte der Kaiſer von Frankreich vorzugsweiſe durch deutſche Heerſchaaren aus, mit Deutſchland beſiegte er Deutſchland, mit dem deutſchen Schwerte machte er ſich zum Beſitzer der deutſchen Erde.

Fürwahr, größer war nimmer die Schmach des deutſchen Volkes geweſen; und dieſe Schande hatten die deutſchen Herrſcher dem deutſchen Volke bereitet, die feilen Herren mit den Kronen dem biedern unmündigen Volke!

Die Schmach des Volkes hatte noch lange die Vollkommenheit nicht erreicht, welche ihr werden ſollte. Ein Befehl Napoleons verbot dem Volke jeglichen Verkehr mit England. Das empfanden die Völker viel mehr als die Throne. Einen lebendigeren und erbitterndern Beweis ihrer Unterwürfigkeit einem fremden Herrn, wie den in der Continentalſperre, hatten ſie noch nicht erhalten. Ein Fremdling, ein Franzoſe, verbot den Verkehr mit England, und das deutſche Volk mußte gehorchen, trotz der Souverainität ſeiner Fürſten. Dahin hatten es ſeine Fürſten kommen laſſen, dahin hatten ſie es gebracht. Was

kümmerte sie die Schmach des Volkes; nur nach ihrem besonderen Wohlergehen hatten sie zu fragen gelernt!

Wenn aber diese Ereignisse das Volk erbitterten, so wurde es dadurch, daß Napoleon die mächtigsten Anstalten traf, seine Herrschaft zu verewigen, in den tiefsten Jammer versetzt.

Feil wie allezeit waren die Fürsten, wurde ihnen ein Vortheil geboten, auch jetzt noch, denn der im edlen Volke lebendige und heimische Wahlspruch „besser in Ehren untergehen, als in Schande fortbestehen" war keine Philosophie aus ihrer Schule. Es kam Napoleon jetzt alles darauf an, im Herzen, im Kerne, Deutschlands seine Macht zu einem festen Sitze zu bringen. Wie hätte es ihm nicht gelingen sollen, da Deutschland Fürsten hatte? Freudig bot der Fürst des alten ruhmreichen Sachsenlandes dem frechen Eroberer die Hand, ja er schwor ihm auf die Hostie, ihm treu zu sein und alle seine Pläne zu unterstützen mit der ganzen Macht, welche ihm sein Vermögen und sein Volk gewähren.

Ha, so wurde das deutsche Volk gemißbraucht, so wurde es selbst für die Schmach, für den Tyrannen verwendet, welcher ihm das Herz zerriß. Konnten sich mächtigere Hebel in Bewegung setzen, die

Periode des Herrenthums durch eine andere Geschichtsperiode zu verdrängen?

So im Besitze Sachsens, daß er darin aller derjenigen Vortheile theilhaft war, welche ihm das eigene Reich gewährte, konnte Napoleon nun mit der äußersten Dreistigkeit seinen gebieterischen Degen nach allen Seiten hin über Deutschlands Gaue ausstrecken und den Krieg siegreich enden, welchen er noch gegen Preußen und das diesem verbündete Rußland führte.

Die List war dem furchtbaren Manne kein ungewöhnteres Kampfmittel als das Schwert. Polen wurde zur Freiheit aufgerufen und ihm die mächtigste Mitwirkung von Seiten Napoleons und des Königs von Sachsen zugesichert. Die Schandthat der an Polen begangenen Räuberei sollte furchtbare Rache finden, und wohl durfte man darin eine Gerechtigkeit der Vorsehung feiern, wenngleich der Aufruf zum Aufstande der Polen in Napoleons Munde nur als ein niederträchtiges, obenein (in Betreff der Polen) betrügerisches Werk der List verdammt werden muß.

Die Polen erhoben sich nun freiheitstrunken und lähmten dadurch nicht minder Rußlands als Preußens Macht. Bei Eilau fanden sich am 8. Februar

1807 das napoleonische und das preußisch-russische Heer kampfbereit. Die Schlacht blieb unentschieden, aber Napoleon im Besitze der Vortheile. Am 14 Juni desselben Jahres, als der Aufstand der Polen sich bereits zu einer Macht entwickelt hatte, kam es bei Friedland zu einer neuen Schlacht, und Napoleon trug natürlich den Sieg davon.

Die russischen Heere zogen sich in Folge derselben zurück. Ihr Kaiser schloß Frieden mit dem französischen Kaiser, und der König der Preußen mußte sich dem Fremdling gleichsam auf Gnade und Ungnade ergeben.

In dieser schmählichen Lage Preußens gab abermals jene herrliche Tochter Freias, Luise, Beweise daß wohl auch Throne fähig sind, hehre Tugenden zu tragen, Tugenden, die sich seit Jahrhunderten nur in dem Schooße des Volkes blicken ließen.

Das frechste, was der französische Gewaltherr an Deutschland verüben konnte, geschah nun. Er riß von Preußen die Hälfte los, zog an diese eine Menge anderer deutscher Staaten und Stücke von solchen, bildete also deutsche Stämme nach Willkür zerreißend und zusammenwerfend, daraus ein neues Königreich (Westphalen) und gab dies seinem Bruder, dem verächtlichen Schwelger Hieronymus.

Ha, dem deutſchen Volke zitterte es im Herzen. Seine Wuth packte es wie ein Krampf. Aber es wußte jetzt, wo das fluchwürdige Werkzeug vor ihm ſtand, nicht, nach wem eigentlich die krampfige Fauſt ſeiner Wuth zuerſt greifen ſolle; es wußte nicht zu wählen zwiſchen dem Urheber und dem Vollbringer ſeiner Schmach.

Um ſich aus der tiefen Erniedrigung wieder empor zu heben, begannen nun verſchiedene Herrſcherthrone ſelbſt die Revolution, zu welcher der Geiſt der Zeit die Völker aufrief. Auch hierbei ging der preußiſche voran. Die Forderungen der Völker kennend, gaben die Throne Rechte an die Völker zurück, welche ſie denſelben entriſſen gehabt, und in denen ſie ſich frech und ſtolz gebrüſtet, als ob die Gnade Gottes allein ihre Mutter wäre und das Volk nicht die mindeſte Verwandtſchaft mit ihnen hätte.

So wurde in Preußen das Vorrecht des Grundbeſitzes, namentlich des Beſitzes der Rittergüter aufgehoben, es wurde den Städten das Recht der Selbſtwahl ihrer Vertreter und Verwalter wiedergegeben, es wurde allen Ständen das Recht der Theilnahme an dem Staatsweſen zugeſtanden, es wurde

allen Ständen das Recht auf jegliche Würden im Heerweſen zuerkannt, ꝛc.

Durch ſolche Geſchenke — welche im Grunde des Dankes nicht werth waren, da ſie als ein rechtmäßiges Eigenthum nie hätten aus der Hand des rechtmäßigen Eigenthümers kommen ſollen — glaubten die Throne ihre Völker alſo zu ſtärken, zu beleben und im Herzen zu rühren, daß ſie dankbar alles aufwendeten, ſie (die Throne) zu retten.

Noch waren die Völker politiſch ungebildet genug, noch kannten ſie trotz dem in Polen geſehenen Schauſpiele die Fürſten viel zu wenig, als daß ſie nicht durch die fürſtlichen Geſchenke hätten für die Fürſten gewonnen werden ſollen. Dem fremden Eroberer gegenüber hatten ja ohnehin Völker und Fürſten immer in mancher Beziehung gleichen Zweck.

Die deutſchen Völker ſchienen ſich übrigens in dieſer Zeit der tiefſten Schmach neu zu verjüngen. Niemand aber mochte noch beweiſen, daß der waltende Geiſt der Welt dieſe Verjüngung vielmehr auf ein ganz anderes Schlachtfeld berechnet hatte, als das, welches Napoleon abgezeichnet hatte.

In dem brennenden Drange nach nationaler Freiheit wurde die Idee der directen Volksfreiheit immer mächtiger. Die Alten regten ſich, die Jungen.

Was jene lehrten, wurde bei diesen zur That. Es schien, die Zeit der deutschen Urväter wolle wiederkehren, wo die herrlichen Jünglinge im blutigen Waffentanze sich zu Riesen ausbildeten, die Jungfrauen, im Gefühle für Freiheit und Heiligkeit, des Heerdes herrliche Tugend in ihren gesunden urkräftigen Seelen ausbildeten, die Väter todesmuthig im Angesicht des drohenden Feindes auf der Thingstatt ihre Ehre bewiesen und den Kampf, ungeachtet der Nähe des übermächtigen Gegners, jauchzend und jubeltobend beschlossen, und die Mutter, mit dem Auge an Wodans Sternenburg hangend, ihren geliebten Söhnen mit furchtbarer Stimme den Fluch nannten, den sie auf den Ehrlosen, den Entehrer ihres keuschen heiligen Schooßes zu schleudern im Stande sei.

Und wie das alte Deutschthum wieder erwachte, so kehrte auch mehr und mehr die alte Heldenkraft, aber mit ihr auch der Durst nach der alten deutschen Freiheit wieder. Von der alten deutschen Heldenkraft gab zuerst Oestreich einen schönen Beweis.

Der Aufstand Spaniens gegen den ihm als König aufgedrungenen Bruder Napoleons, hatte diesen Deutschland zu verlassen genöthigt. Diesen Augenblick benutzte das östreichsche Kaiserhaus, um die

verjüngten Kräfte des alten Heldenvolkes zu einer Macht zusammen zu ballen, an welcher das Ungewitter zerstäuben sollte, welches Napoleon auch über Oestreich zu führen beabsichtigte.

An 400,000 Mann waren zusammengetreten. In drei großen Corps, angeführt von drei Erzherzögen (Karl, Johann und Ferdinand) zog diese Armee nach verschiedenen Seiten hin, auf welchen Oestreich vorzugsweise stark bedroht war, nämlich nach Böhmen, dem Rhein und Italien.

Schleunigst kehrte Napoleon nach Deutschland zurück, und drang fliegend mit einer starken, aus deutschen und französischen Truppen bestehenden Armee in Oestreich ein.

Gerade die deutschen Truppen, nämlich die der Rheinbundmitglieder eröffneten seinen Zug. Schon von Frankreich aus hatte er an die Fürsten des Rheinbundes den Befehl gesendet, sich gegen Oestreich in Bewegung zu setzen, und diese Männer, anstatt mit Oestreich sich zu verbünden, hatten dem Befehle des Unterdrückers von Deutschland freudigst und eiligst gehorcht. Der Grimm der deutschen Völker war so groß, als ihr Schimpf unter der Feilheit ihrer Fürsten. Aber wohl, so mußte es sein,

damit sich eine neue bessere Geschichtsperiode entwickele!

In fortwährendem Kampfe drang Napoleon bis Wien vor. Da traten ihm die Helden unter dem Erzherzog Karl rasch entgegen, und eine Schlacht entspann sich, welche in ihrer zweitägigen Dauer lebendige Bilder des alten deutschen Heldenthums in reicher Zahl gestaltete und in ihrem für die Deutschen siegreichen Ausgange gute Hoffnung erweckte. Das war die Schlacht bei Aspern und Eßlingen am 21. und 22. Mai 1809.

Allein so war das deutsche Heldenthum noch nicht wieder erwacht, daß es eine Dauer besessen hätte, wie in alten Zeiten. Das Bewußtsein der unwürdigen Lage unter dem eigenen Fürsten entkräftete den Arm des Volkes wieder, und als am 5. und 6. Juli aufs Neue das Gottesurtel gefordert wurde, entschied es sich gegen Oestreich.

Der Kaiser hatte die Kraft des Volkes sehen sollen, aber die Früchte derselben zu ernten, wurde er von der Vorsehung nicht werth geachtet. Die Schlacht bei Wagram entschied sich zu Napoleons Vortheile, und zwar zum großen Theile durch die Schuld des Erzherzogs Johann, welchen das gegen-

wärtige Jahr auf Deutschlands neuentstandenen Reichsverweserstuhl gerufen hat.

Nach dem verunglückten Kampfe der Oestreicher gegen Napoleon, erhob sich Tyrol zu einem Freiheitskampfe, der vielleicht geglückt sein würde und köstlich, herrlich gewesen sein würde, wäre etwas anderes, als die Ehre sklavensinniger Treue seine Triebfeder gewesen.

Andreas Hofer, das Haupt des Aufstandes, wurde endlich von baierischen und französischen Soldaten gefangen genommen und erschossen. Er opferte sein Leben dem Kaiser Franz. Hätte er es der Freiheit des Volkes geopfert: schöner würde sein Monument aussehen.

3.

Mit der diesmaligen Besiegung Oestreichs, welche Oestreich um ein großes Stück zu Gunsten Baierns und Italiens kleiner machte, und der Unterdrückung Tyrols war Napoleons Macht in Deutschland auf ihre höchste Stufe gestiegen.

Dies durch einen großen Triumph zu feiern, erzwang sich Napoleon eine östreichische Kaisertochter

zur Gemahlin. Und in der That war dieser napoleonische Triumph der höchste Grad der deutschen Schmach. (Doch wollen wir damit keineswegs sagen, daß eine Kaiserstochter etwas Besonderes wäre; genug, um jene Worte zu motiviren, daß sie eine Tochter Deutschlands war und gezwungen, dem Zertrümmerer ihres Vaterlandes und Geißeler ihres Volkes bräutlich die Hand reichen mußte).

Napoleons Hochzeitfeier begleitete in Deutschland eine Menge Gebietsveränderungen, welche die Erbitterung des Volkes gegen den Gewaltherrn aus der Fremde auf den höchsten Grad; die Erbitterung gegen die eigenen Fürsten, welche sich ungeachtet ihrer schmählich ehrlosen Lage nicht zu einer kühnen und kräftigen Vereinigung entschließen mochten, auf einen sehr hohen Grad steigerte. So wurden Oldenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck (auch das Königreich Holland) Frankreich einverleibt.

Aber das Joch der Fremdherrschaft sollte nicht ewig dauern. Napoleons rastloser Geist fand in Deutschland nicht genügende Beschäftigung mehr, und suchte einen neuen Wirkungskreis. Nur Rußland war noch übrig. Das übrige Europa, mit Ausschluß des Türkenlandes, war dem Weltbezwinger schon unterthänig. Die Aufhebung der tractatmäßig

noch in Rußland bestandenen Continentalsperre gab dem französischen Kaiser Gelegenheit, seinem drängenden Geiste zu folgen.

Im Frühling des Jahres 1812 versammelte Napoleon ein Heer von mehr als einer halben Million Krieger Und mit diesem zog er durch Polen nach Rußland.

Zu Deutschlands Schmach mußten die Armeen der deutschen Fürsten ihm folgen auf dem Wege, den Deutschlands Völker um der unnatürlichen doppelten Sklavenschaft ihrer Söhne willen mit Millionen Flüchen bestreueten.

Aber in Rußland zerbrach das Glück des Welterobers. Moskau's Flammen und der Schnee der russischen Steppen thaten, was die Kraft keines europäischen Volkes vermocht hatte.

Da aber sprach sich der deutsche Volksgeist plötzlich in dem Verhalten der mit Napoleon gezogenen deutschen Kriegsvölker aus. Sie zersprengten die Sklavenkette, sie verließen, selbst gegen den Willen ihrer Fürsten, das große französische Heer und zitterten verlangend dem Befehle entgegen, ihre Waffen gegen des Vaterlandes nichtswürdigen Unterdrücker zu wenden.

So wichen vom rechten Flügel des auf dem Rück-

zug begriffenen französischen Heeres die preußischen Truppen unter dem General York, vom linken die östreichschen unter dem General von Schwarzenberg

Jetzt sahen die deutschen Fürsten, welche unter Napoleon dulden gemußt, die Möglichkeit, ihre Macht und Freiheit wieder zu erlangen. Da kam es keinem derselben darauf an, den Völkern beinahe alles zum Geschenke anzubieten, was sie ihnen ohnehin schuldig waren. So versprach der König von Preußen seinem Volke, indem er es zu den Waffen gegen den Feind Deutschlands aufrief, eine Selbstverwaltung (Constitution).

Mit hoher Begeisterung strömten die rüstigen Söhne Deutschlands in das Heer. Sowohl in Preußen als in Oestreich, welches sich noch eine zeitlang neutral verhielt, wuchs es zu einer außerordentlichen Größe an.

Inzwischen aber hatte Napoleon eine neue Armee in Frankreich gebildet, und nachdem er diese, unterstützt von den deutschen Fürsten des Rheinbundes, mit den Trümmern der aus Rußland zurückgekehrten vereinigt, ließ er aufs Neue den Krieg in Deutschlands Gauen losbrechen.

Aber er fand jetzt in Deutschland, namentlich in Preußen, ein neues Volk. Da stand alles in Waf-

sen, Greise und Jünglinge, ja selbst Frauen. Der Geist des Urvolkes mit all' seinen Heldenideen und Heldengefühlen war mit den Freiheitsideen erwacht. Und gewiß nicht ohne gewichtige Ursache stiegen jetzt in Napoleons Seele Ahnungen des nahen Endes seines Glückes auf.

Preußen und Mecklenburg waren fast die einzigen deutschen Staaten, welche, unterützt von Rußland, gegen Napoleon kämpften, und wenigstens den Ruhm gewannen, von dem vielfach überlegenen Feinde nicht entscheidend geschlagen worden zu sein; denn weder die Schlacht bei Lützen und Großgörschen, noch die bei Bautzen vernichtete Preußens Heer, welches sich jetzt mit ungemeiner Schnelligkeit in dem Bewußtsein, daß nun bald auch andere Volksstämme Deutschlands am Kampfe Theil nehmen werden, so kräftigte, daß ihm die Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz glänzend siegreich zu bestehen gelang.

Der Anschluß Oestreichs, der bald auch bei anderen deutschen Staaten, vom Verlangen der Völker gedrängt, Nachahmung fand, sicherte die Entscheidung des großen Krieges.

Napoleon, dessen vereinzelte Corps fast alle geschlagen worden, wollte jetzt sein Glück auf eine große

Schlacht setzen, und vereinigte deshalb alle seine Armeen in den Ebenen Leipzigs. Wohl mochte es jetzt dem Weltenoberer in Deutschlands Gauen bange werden. Denn auch Baiern fiel nun vom Rheinbunde ab (am 8. October) und begann im Rücken der französischen Armee gegen dieselbe zu operiren. Die meisten der übrigen Rheinbundfürsten begannen jetzt ihren Vortheil in einem gleichen Schritte, wie der des Königs von Baiern, zu sehen, und ihre Sinnesänderung machte sich dem Kaiser von Frankreich schon vor der Schlacht von Leipzig empfindlich bemerkbar.

Am 16. October brach das fürchterliche Kriegswetter bei Leipzig los. Beinahe eine Million Menschen stand da im Kampfe gegen einander, und fast ein Viertheil derselben ging zu Grunde. Drei Tage lang währte die Schlacht. Am Abend des 18. war sie mit der Niederlage der Franzosen, welche sich bei dem Rückzuge derselben noch um vieles vergrößerte, entschieden.

Verlassen von allen deutschen Fürsten, welche unter den Fittigen des französischen Kaiseradlers Glück gesucht, eilte Deutschlands Bedrücker und Schänder, sich und ein Stück seines Heeres zu retten, der Grenze seines Reichs zu. Hinter ihm her flogen

racheentflammt und freudejauchzend die deutschen Schaaren, und, nachdem sie noch einen großen Sieg errungen, zogen sie zum Beweise, daß sie Deutschland wahr und wirklich von der Schmach der Fremdherrschaft gereinigt, am 31. März in Napoleons Residenz, Paris, ein.

Napoleon mußte seiner Kaiserkrone entsagen. Aber noch einmal richtete er sich, um seine Weltherrschaft wieder zu gewinnen, mächtig empor (von Elba aus); allein auch diesen Versuch einer neuen Usurpation machte des deutschen Volkes Heldenthum verunglücken, und dem Welteroberer blieb nach all seinen ungeheuren Thaten nichts mehr als der Fluch von Millionen und eine kleine Hütte auf dem öden Felsen St. Helena im Weltmeere.

4.

Durch ihr Blut und Leben hatten so also die deutschen Völker nicht bloß sich, sondern auch ihre Fürsten aus der tiefsten Schmach befreit, und erwarteten nun, daß die Versprechungen deren erfüllt würden.

Allein, frevelhaft wie das Herrenthum allezeit

gewesen, und ohne Glauben und Treue, Ehr- und Rechtsgefühl, wie es sich an Polen im vergangenen Jahrhunderte bewiesen, so war es auch jetzt noch: und strebte auf dem wiener Congresse nach nichts so eifrig, als jedes dem Volke gegebene Versprechen nichtig zu machen.

Ja selbst auf das Nationalgefühl der Volksstämme glaubte es nicht einmal Rücksicht nehmen zu brauchen. Wie die Herrscher stets Länder und Völker als eine Waare betrachtet hatten, so thaten sie es auch jetzt noch, und erst jenes nochmalige Auftreten Napoleons (im März 1815) hieß ihnen die Aufopferung der Völker wenigstens einer geringen Rücksicht werth achten.

Die Rücksicht bestand bei manchen der Fürsten in einer bloßen Wiederholung des Versprechens; zum Beispiel beim Könige von Preußen, welcher am 22. Mai 1815 seinem Volke eine Constitution erst wirklich und förmlich, nämlich durch eine Cabinetsordre, zugestand.

Die Völker hofften, daß ihnen das Erwartete durch den zu bildenden deutschen Bund zu Theil werde.

Der Bund wurde geschlossen, durch Throngesandte

zu einem lebendigen Körper gemacht und erhielt seinen Sitz zu Frankfurt am Main.

Aber er war ein Vertreter der Fürsten, nicht der Völker. Daher hatten diese von seiner Vermittelung so viel als nichts zu erwarten. Zwar wurden den Völkerstämmen durch gewisse Artikel landständische Verfassungen, Glaubensfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Freizügigkeit, Preßfreiheit ꝛc. als Belohnung für die großen Opfer zuerkannt, allein der Bundestag hatte nicht die Kraft, dem Volke diese ihm gebührenden alten Rechte zu ertheilen. Der Gnade des Fürsten blieb es überlassen, rechtschaffen zu sein; aber nur wenige davon waren so rechtschaffen gnädig zu sein. Beinahe in allen deutschen Staaten kam es darauf an, daß die Völker sich mit Gewalt ihr Recht verschafften.

Selbst das, was die Bundesacte den Völkern zugestand, schien einer großen Partei noch bei weitem nicht das Ganze dem Volke Gebührende zu sein, wie es denn dies in der That nicht war. Unzufriedenheit gab sich sehr bald allenthalben kund, die desto größer wurde, je weniger sich die Fürsten dazu anschicken mochten, ihrem Versprechen und der Bundesacte Genüge zu leisten.

Wie diese von den Ideen der neuen Zeit, die im

Grunde keine anderen, als die der älteſten Zeit waren, tief durchdrungene Partei ſich zu bewegen begann, ſo regte ſich nun auch wetteifernd diejenige Partei, welche man in Frankreich zur Revolution, und die Revolution in die Ueberſpannung treiben geſehen.

Das war die Partei der Ariſtokraten, des Adels und der katholiſchen Prieſterſchaft. Sie ſtellte ſich zwiſchen Fürſten und Volk, und während die Volkspartei nach höherer Freiheit verlangte, forderte dieſe alte Rechte oder Unrechte zurück, welche die Knechtſchaft des Volkes bedingten. Ihren erſten Triumph feierte dieſe Partei in der Wiedereinführung des Jeſuitenordens.

Endlich meinten manche Fürſten, um wenigſtens den Schein der Redlichkeit zu retten, die verſprochenen Ständeverfaſſungen geben zu müſſen. Bei denſelben war aber ſo ſehr auf die privilegirten Stände Rückſicht genommen, daß von einer eigentlichen Volksvertretung nicht die Rede war und das Volk, in Betracht der Bevorzugung des Adels und der Prieſterſchaft, eher ſagen konnte, daß es an Würde verloren habe.

Bei dieſen Verfaſſungen, die kaum das Recht der Berathung und Bitte, nicht einmal das Steuerver-

weigerungsrecht gewährten, blieb hinfort der ganze Wust der mittelalterlichen Feudalrechte.

Andere Fürsten aber gedachten ihres Versprechens und ihrer Pflicht gar nicht und gaben der dringlich fordernden Volksstimme nichts als ein höhnisches Lächeln zur Erwiderung.

Der Unwille des betrogenen Volkes that sich immer lauter kund. Die Jugend, welche feuriger empfindet, als das Alter, verbarg ihn am wenigsten. Die Studenten auf dem Wartburgfeste (im J. 1817) verbrannten aristokratische Schriften in einem Freudenfeuer, und richteten den Betrug der Fürsten und ihrer Minister in Reden und charakteristischen Darstellungen.

Die Presse ermuthigte sich mehr und mehr, von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen, und Verbindungen (die wichtigste auf den Universitäten die Burschenschaft) entstanden zu dem Zwecke, dem Volke das zu erringen, was es trotz dem besten Rechte vergebens forderte.

Außer den Fürsten und der deutschen Aristokratenpartei waren die deutschen Freiheitsbestrebungen Niemandem so unlieb, als dem Czarenthrone des Königreichs Polen halber. Der Kaiser Alexander, die Maske der Freisinnigkeit, welche er einst getra-

gen, jetzt für unnütz haltend, legte seinen ganzen Einfluß mit in die Wagschaale. Und schon fanden sich einige Fürsten muthig genug, ihren Völkern auch das Wenige wieder zu entziehen, was sie ihnen gewähren gemußt. Da geschah die Ermordung eines geheimen russischen Agenten, Namens Kotzebue, durch den Studenten Sand.

Dieses Ereigniß war der zweite Triumph der aristokratischen Partei, ein Vorwand für die Fürsten sich ihrer Versprechen gänzlich entbunden zu erachten, und diesen Vorwand benutzten sie natürlich mit großer Begierde.

So trat nun 1819 ein fürstlicher Congreß, an welchem der Kaiser Alexander von Rußland, und zwar eigentlich als Hauptperson, Theil nahm, in Karlsbad zusammen.

Es war dem russischen Kaiser darum zu thun, dem Verhalten der deutschen Fürsten einen Vorwand zur Vernichtung der trefflichen Constitution des durch den wiener Congreß gebildeten Königreichs Polen abzugewinnen.

Bei dem gegenwärtigen Congreß beschloß man, das Volk einer allgemeinen hochverrätherischen Verschwörung zu beschuldigen und auf Grund dieser Anklage mit der Kraft der Gemeinsamkeit den Vernichtungskampf

gegen die Ideen und Bewegungen des „verdorbenen" Volksgeiſtes zu unternehmen.

So wurde nun zu Mainz eine Centraluntersuchungscommiſſion eingeſetzt und ein ſcheußliches Gericht gehalten über Alle, welche gewünſcht oder gewollt hatten, daß die Herrſcher rechtſchaffene Leute würden.

Eine Menge ehrwürdiger Männer, meiſt Lehrer an den Hochſchulen, Männer, bei deren Namen das Auge unſeres Enkels, findet er ſie einſt in der Geſchichte ſeines Volkes, ſich mit dem funkelnden Glanze des Nationalſtolzes erfüllen wird, wurden aus ihren Aemtern getrieben *), die Preßfreiheit aufgehoben, desgleichen die Oeffentlichkeit der landſtändiſchen Verhandlungen, eine geheime Polizei eingerichtet, das Schulweſen (vorzugsweiſe die Univerſitäten) unter polizeiliche Aufſicht geſtellt, die Verbindung der Burſchenſchaft aufgehoben und das Tragen der alten Farben des deutſchen Reichs ſtreng verboten, ſo wie alles verpönt, was an Deutſchlands alte ruhmvolle Zeit der Einheit erinnerte und eine zukünftige deutſche Freiheit verkündete oder ahnen ließ.

Die Gefängniſſe füllten ſich von Leuten, welche

*) Es werde nur an E. M. Arndt erinnert.

das Vaterland eher hätte adeln, als in seine Kerker aufnehmen sollen, und viel mehre wurden aus dem Schooße desselben in die Verbannung getrieben durch — die Herrscher, und um des persönlichen Gewinnstes der Herrscher willen.

Eine tiefe Erbitterung erweckte dieses Verhalten der Fürsten und ihrer Minister in allen deutschen Gauen, man schämte sich, ein Spielding der Willkür zu sein, man schämte sich der entsetzlichen Sklavenschmach und, gedenkend der Zeit, wo man sich im blutigen Kampfe Anspruch auf die Kronen des Reiches erworben, welche die Dränger trugen, und gedenkend der Zeit, wo man den Drängern geglaubt und sich mit hoher Freude schon in der Hoffnung gefreut, nun doch wenigstens für einen volljährigen Sohn derselben gelten zu sollen, gedenkend dessen, stieg eine furchtbare Empörung in der Seele der Völker auf.

Aber man sah zu wenig Verbindung, zu wenig Plan, als daß man den Kampf gegen die freiheitsfeindlichen Unternehmungen der Fürsten hätte unternehmen mögen. Man ertrug und bestrebte sich, die Ideen lebendig zu erhalten und lebendiger zu machen.

Zum Glück, daß die kleinen Fürsten Deutschlands den Muth der großen, welche sich mit dem Czaren in näherer Berührung sahen, nicht besaßen. Sie

fürchteten das Volk, und um es zu beruhigen, wurden die bezeichneten Maßregeln in ihren Staaten nicht bloß wieder streng gehandhabt, sondern es wurde auch in gewissen Beziehungen eine Art Ersatz gewährt.

So erhielten die Baiern, so wie die Würtemberger, desgleichen die Weimaraner, Staatsverfassungen, welche ihnen in der That eine Art von Freiheit gewährten.

Natürlich, daß diese Verfassungen eine mächtige Wirkung zu Beschleunigung der Revolution in Deutschland ausübten, denn sie erregten den Neid der anderen Volksstämme und vergrößerten den Unwillen deren über ihre Fürsten.

Bis zum Jahre 1822 hatten der Bundesacte gemäß alle deutschen Völker, mit Ausnahme der Preußen und Oestreicher, Verfassungen. Einige derselben gewährten wenig, und der Geist der Zeit rief den Völkern zu, daß dies nicht genüge; die übrigen waren Blendwerke und gewährten nichts, und der Geist der Zeit forderte die Völker auf, über den Betrug zu richten; und wo nichts gegeben war, da mahnte der Geist der Zeit, zu fordern, zu erkämpfen, und warnte, etwas Ungenügendes oder Falsches anzuneh

men. Die Atmosphäre hatte sich für die Revolution völlig ausgebildet. Es bedurfte nur eines Blitzes, der sie in Brand setze. Da — feierte Frankreich seinen Juli.

6. Stück.

Die französische Julirevolution.

1.

Die Unterwürfigkeit der Fürsten Europa's, in welche Napoleon das französische Volk durch seine überspannten oder verunglückten Pläne versetzt hatte, hatte es natürlich verhindert, daß Frankreich nach seinem Gefühl, Bedürfniß und Willen sich eine Staatsverfassung gab.

Es würde sich, sollte es einmal das Haus Napoleon nicht behalten, abermals eine Republik gebildet haben. Nimmer aber würden die Franzosen das Haus der Bourbons, durch welches Frankreich in die scheußlichste Schmach und endlich in die fürchterlichste revolutionäre Zerrüttung gedrängt worden war, wieder hergestellt haben.

Die Besieger Napoleons aber, welche nun an dem kaiserlichen Frankreich das Ziel erreicht hatten, welches sie an dem republikanischen, nur für seine Vertheidigung, nicht nach Eroberung strebenden

Frankreich vergebens zu erreichen gesucht hatten, sie fragten wenig danach, wen das Volk verabscheue, sie fragten auch wenig danach, daß der Besitzer eines Thrones als Mensch der Herrschaft werth sein müsse (wenn überhaupt eine Herrschaft gelten soll).

Sie selbst waren vielleicht als Menschen ihre Throne nicht werth. Gewiß kaum einige befanden sich unter ihnen, denen sich nicht alle die abscheulichen Sünden der Könige des 1792 gestürzten Burbonenhauses hätten vorwerfen lassen. Es waren, kann man sagen, die Sünden des Herrenthums. Und diese Sünden hielten natürlich die Herrscher, welche 1814 und 15 in Frankreich die Wirthschaft einrichteten, nicht für Sünden; wie hätten sie es gekonnt, ohne sich selbst zu richten. Sie erkannten die Würdigkeit zum Herrschen in nichts als dem ererbten Rechte, und in diesem sahen sie jedes Laster verschwinden.

So führten sie dasselbe Königshaus nach Frankreich wieder zurück, welches das Volk und der Weltenrichter im vorigen Jahrhundert verdammt hatten. Das Volk, wie viel es auch in der Revolution und durch den entarteten Sohn derselben erlitten, vermochte es nicht, diesem Ereigniß Zeichen der Sympathie darzubringen. Das Herz drängte sich so sehr

gegen die Art ihrer Zurückführung, als gegen die schandhafte Familie selbst.

Desto mehr jauchzten der Adel und die Priesterschaft, welche unter den Bourbonen ihr goldenes Zeitalter gefeiert, mit ihnen die Verdammung erlitten, und jetzt mit derselben neu aufzuerstehen hofften.

Daß die Revolution nicht beendet, und einen neuen Act gewinnen müsse, war natürlich. Von der Schwäche des Volkes und der Mäßigung der ihm feindlichen Partei hing ab, ob dieser Act spät oder bald eintreten solle.

Ludwig XVIII., der am wenigsten verächtliche der lebenden Prinzen des bourbonischen Hauses, bestieg also den durch die Hand fremder Fürsten wieder aufgebauten Königsthron. Schlecht von Gefühl und Sitten, war er doch nicht ohne klaren Verstand und wußte, was er zu thun habe, um als König von Frankreich wenigstens eine gewisse Zeit lang zu bestehen.

Er gab dem Volke eine freisinnige Verfassung. Eine andere war nicht möglich. Sie wurde die constitutionelle Charte genannt. Die Erfahrungen, welche er im vergangenen Jahrhundert eingesammelt, lehrten ihn, daß es gefährlich sei, die durch die

Charte verbürgten Volksfreiheiten, welche allein, und doch nicht so ganz, das Bestehen des Thrones verbürgten, feindlich anzutasten. Und darum tastete er sie nicht an.

Zwar versuchten die Adligen, welche danach rangen, in ihre Güter, und die Priester, welchen daran lag, in ihre Vorrechte wieder zu gelangen, zwar versuchten diese ihn dazu zu bewegen; allein der Mann hatte seine Ueberzeugung, seine Furcht vor dem Volke und seine Festigkeit.

Obschon Adel und Priesterschaft vorzugsweise den Thron umlagerten und diese Partei allein Gelegenheit hatte, einen Einfluß auf denselben auszuüben, so scheiterte doch ihr Plan fort und fort an der Furcht oder der Hartnäckigkeit Ludwig's XVIII., und desto entschiedener, jemehr der König erkannte, daß es sich auch ohne einen Adel mit Feudalrechten und ohne eine Priesterschaft mit unermeßlichen Grundbesitzungen recht schön König sein lasse.

Eine je entschiedenere Abweisung aber die Pläne der volksfeindlichen Partei beim Könige erfuhren, desto freundlichere Aufnahme fanden sie bei den Gliedern der königlichen Familie, und vorzugsweise beim Thronfolger, dem Grafen von Artois, einem alten Manne, dessen aristokratische Dummheit und mensch-

liche Schwäche eben so groß waren, als seine menschliche Schlechtigkeit zur Zeit seiner Jugend.

Darum zogen sich die politischen Geschäftsführer der aristokratischen und geistlichen Partei jetzt von dem König, der dem Grabe nicht mehr fern stand, zurück und schlossen sich fester an den Thronfolger.

Es kostete keine Mühe, diesen elenden Menschen, der sein letztes Lebensheil darin sah, seine Nichtswürdigkeit in den Armen der Pfaffen vom Orden des heiligen Loyola zu vergessen, zu einem Manne ihrer Partei zu machen.

Ungeduldig wurde nun der Augenblick erwartet, da Ludwig XVIII. in das Grab steigen sollte. Derselbe trat im Jahre 1824 ein, und der Graf von Artois, der Bruder Ludwig's, bestieg nun den Thron.

2.

Mit dumpfer Stille sah das Volk den Grafen von Artois den Thron besteigen. Er war es, um welchen sich die adligen und geistlichen Emigranten in den Jahren 1792 und 1793 geschaart hatten; er war es, der rastlos die fremden Fürsten zum Kampfe

gegen das Vaterland angetrieben und einen hochverrätherischen Anschlag nach dem andern gegen die Freiheit des Volks gemacht hatte.

An der Spitze des Ministeriums Carls X. stand Villéle, ein Mann von volksfeindlicher Gesinnung, aber viel zu klarem Verstande, als daß er sich hätte zu den plumpen Angriffen auf die Volksrechte hergeben sollen, zu welchen Adel und Priesterschaft dem Könige riethen, und zu welchen dieser geneigt war. Villéle wußte, daß er durch solche dem Volke nur größere Freiheit verschaffe, indem er es zum Kampfe zwinge, dessen Ausgang nicht zweifelhaft war.

Denn seit dem Sturze des Königthums im vorigen Jahrhundert hatte das Volk so einig sein gelernt, daß man es fast niemals im Kampfe unterliegen gesehen. Villéle hatte immer an der Vernichtung der Charte gearbeitet und that es nun auch unter Karl X.; aber er wendete dazu listig keine andern Mittel als die Volkskammern an, und ließ seinen Plan nie recht ans Tageslicht treten.

Im Jahre 1828 mußte das Ministerium Villéle zurücktreten. Karl X. wurde durch dieses Ereigniß in Schrecken versetzt, und da er zu wenig durch die aristokratische Partei, die selbst durch den Rücktritt des Ministeriums überrascht worden, vorbereitet wor-

den, ſo gewann die Furcht vor dem Volke diesmal in ihm das Uebergewicht. Er ſetzte ein Miniſterium aus zum Theil volksbeliebten Männern zuſammen. An die Spitze deſſelben trat Martignac.

Die ariſtokratiſche Partei mußte nun fürchten, die Frucht ihrer bisherigen Beſtrebungen zu verlieren und einen wirklichen Triumph nie zu gewinnen. Dies zu verhindern, ſetzte ſie nicht nur alle Mittel in Bewegung, das Miniſterium beim König und Volke zu verdächtigen, ſondern ſie ſchleuderte auch Geldſummen aus, um die Mehrheit der Kammern für ſich zu gewinnen.

Die Beſtechung, welche ſelten ihre Wirkung verfehlt, that es auch diesmal nicht, und die freiſinnigen Anträge, durch welche die Charte wieder in ihr urſprüngliches Weſen verſetzt werden ſollte, wurden zurückgewieſen.

Aber auch ſelbſt die Volkspartei unterſtützte dieſelben nicht. Entweder lag Dem die Unterzeugung zu Grunde, daß es zu einer neuen Revolution nothwendig kommen müſſe und dieſelbe nicht zurückgehalten werden dürfe, oder die Freiſinnigkeit der Anträge genügte nicht.

So konnte auch dieſes Miniſterium nicht beſtehen. Jetzt aber riß die Partei der Ariſtokraten den

König völlig in ihre Gewalt. Der Sturz des Ministeriums war ihr Werk, und der König war vorbereitet.

Es handelte sich darum, ein neues Ministerium zu bilden, und es sollte der Art sein, wie es die Partei eben gebrauchte, um das Ziel ihres Strebens zu erreichen. Das Volk sah diesem Spiele ruhig zu und lächelte der Thorheit, welche nicht an eine neue Welt glauben mochte.

Bei diesem Schritte aber, welchen die Aristokraten für ihren letzten, den Siegesschritt hielten, gerieth die Partei in eine nicht ungefährliche Spaltung. Die Priester trennten sich von den Adligen. Sie sonderten ihre Interessen, und jeder der beiden Theile suchte ausschließlich oder vorzugsweise für sich zu sorgen.

So wendete nun die Priesterpartei alle Mittel beim Könige an, um einen Geistlichen, nämlich den Cardinal Latil an die Spitze des neuen Ministeriums zu bringen. Die Adligen dagegen arbeiteten für den Fürsten Polignac, einen Mann, der sich sein Leben lang keinen andern Ruf, als den der vollkommensten Verächtlichkeit erworben hatte. Der wüthendste Vertheidiger der unziemlichsten Rechte des Thrones und Adels vor der Revolution, ein feiger Flüchtling zur

Zeit der Revolution, ein raffinirter Verſchwörer gegen dieſelben Zeit, ein Menſchenmörder zur Zeit des Conſulates, brannte ihm auch das noch ein ſchwarzes Mal auf die Stirn, daß er in dem Schoße einer Hure ſein Leben empfangen hatte.

Einen ſolchen Mann, der von der Laſt der Schande faſt erdrückt, einen ſolchen Mann, den ganz Frankreich und England (wo er Geſandter geweſen) verachteten wie den elendeſten, ſchlechteſten Wicht, ſuchte alſo der Adel an die Spitze des Staatsweſens zu bringen.

Und er durfte gute Hoffnung haben, denn dieſer Mann war der nächſte Freund des Königs; und er durfte Hoffnung haben, daß durch dieſen Mann alle ſeine Wünſche in Erfüllung gehen, denn derſelbe war ſo fähig zum hündiſchſten Knechte wie zum brutalſten Despoten.

Der König Karl, von beiden Seiten beſtürmt, ſchwankte zwiſchen Polignac und Latil lange. Jener war ſein Buſenfreund und nächſter Seelenverwandter, dieſer war vom Papſt empfohlen und ein Mann welcher über das Himmelreich zu verfügen hatte. Beide waren zwar Volksfeinde, allein von jenem war mehr gegen das Volk zu erwarten, als von dieſem.

Endlich entschied sich der König für Polignac. Die übrigen Personen des Ministeriums waren dem Präsidenten sehr ähnlich. Der Graf de la Bourdonnaye war ein nicht minder wüthender Eiferer für die Thron- und Ständeprivilegien als Polignac, und war wegen seines weit mächtigeren Geistes viel gefährlicher.

Diese Männer beide waren Freunde gewaltsamer und blutiger Maßregeln.

Zum Marineminister wurde der Präfect von Bordeaux, Namens d'Haussez, gewählt, ein Mensch, welcher mit Leib und Seele jedem Herrn angehörte, welcher ihn gut belohnte. Der vierte der neuen Minister, der des Finanzen, war Herr Chabrol, welcher zu Paris in dem Rufe stand, an Biegsamkeit einem Rohre, in der Kunst zu schleichen einer Natter und an Schlauheit einem Fuchse zu gleichen. Die Stelle des Großsiegelbewahrers erhielt Courvoisier, ein schwacher Mann ohne Geistesskraft und eigenes Urtheil, der den König gleich Gott, des Königs Willen gleich Gottes Willen achtete und sich damit zu jedem Zwecke willig als Mittel gebrauchen ließ. Das Ministerium des Cultus erhielt der Baron Montbel. Er war ein ehrlicher Mann, aber sein Geist ging so im Wesen der Wissenschaft auf, daß ihm die Zwecke

der politischen Parteien gar nichts galten und seine Mitwirkung für jeden Zweck zu erlangen war. Die Verwaltung des Kriegsministeriums endlich wurde dem berüchtigten General Bourmont übertragen, einem Menschen, von welchem sich jeder Franzose mit Abscheu und tiefster Verachtung wegwendete. Er war der Verräther Napoleons auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance gewesen. Im Besitze zahlloser Wohlthaten, dankte er dem Wohlthäter durch Verrath, als sich die Aussicht auf den Gewinn neuer Wohlthaten verschlossen hatte. Und dieser Verrath war nicht die größte Schandthat des Herrn Ministers.

Dies waren die Männer des berüchtigten Ministeriums Karls X., welches am 8. August gebildet wurde und mit der Julirevolution endete.

Der Jubel der aristokratischen Partei war sehr groß. Durch ein solches Ministerium war sie nur zu fest überzeugt, werde sie schnell an das Ziel ihrer Wünsche gelangen.

Aber auch das Volk jubelte. Ueberzeugt, daß die Revolution noch bei weitem nicht vollendet sei und nothwendig in einen neuen Act treten müsse, begrüßte es dieses Ministerium, welches es mit dem Worten „die schlechte Gesellschaft des Thrones" bezeichnete, als das gewisse Signal zum Aufstande.

Denn daß dieſes Miniſterium die Mehrheit der Kammern nicht gewinnen werde, das war gewiß; daß aber auch der König dieſes Miniſterium nicht werde entlaſſen wollen, das war nicht minder gewiß.

Ehe die Kammern zuſammentraten, zeigten ſich ſchon die ſchlechten Elemente des Miniſteriums Polignac. Gewinn und Rangſucht veranlaßten Spaltungen und ein Schauſpiel, dergleichen man nur vor dem Jahre 1789 zu ſehen Gelegenheit gehabt hatte. Der Miniſter Bourdonnaye wurde zum Austritt gezwungen und ſeine Stelle durch Guernon de Ranville, einen nicht beſſeren, aber Polignac ergebeneren Mann, beſetzt.

Bei dieſen Zerwürfniſſen am Throne zeigte ſich die Schlechtigkeit der Perſonen, welche Karl X. zu ſeinen Vertrauten, Räthgebern und Regierungsgehilfen gemacht hatte, in vollkommener Klarheit, und die Grundſätze des Miniſteriums ſprachen ſich ſo laut aus, daß die paſſendſte und genügendſte Vorbereitung auf Seite des Volks getroffen werden konnte.

Endlich waren die Kammern zuſammengetreten. Karl X. eröffnete ſie in Perſon mit einer Thronrede, welche laut die Grundſätze ſeines Miniſteriums ausſprach und das Volk mit jeder zu Gebote ſtehenden

Gewalt bedrohete, wenn es sich gelüsten lassen wollte, den Unternehmungen der Regierung zu widerstreben.

Auf diese Thronrede, welche im ganzen Lande mehr mit Hohn, als mit Unwillen vernommen wurde, war nun von den Kammern eine Erwiederung zu geben. Das Ministerium forderte, man solle dem Könige Dank aussprechen und die eifrigste Hilfe zusagen. Die Majorität der Kammern dagegen beschloß eine Adresse, welche die Auflösung dieses verächtlichen und unmöglichen Ministeriums Polignac vom Könige fordern sollte.

Aber was galt dem Könige der Wille des Volks, welcher sich in der Majorität der Kammern aussprach, da er entschlossen war, die Freiheiten des Volkes zu vernichten und für dieses Werk einer vielseitigen und kräftigen Mitwirkung gewiß zu sein glaubte?

Anstatt also das gerichtete Ministerium aufzulösen und durch ein anderes zu ersetzen, entließ der thörichte König zornig die Kammern.

Da nun die sieben Jahre, für welche die Volksvertreter nach der Charte gewählt worden, jetzt gerade vorüber waren, so mußten neue gewählt werden. Es kam nun alles darauf an, daß die Mitglieder der neuen Kammern eine andere Gesinnung mitbrächten, als die der aufgelösten gehabt hatten.

Dies zu bewirken, ließ sich der alberne König von dem nicht minder albernen Polignac zu der Thorheit bewegen, durch eine Proclamation von dem Volke die Wahl royalistisch gesinnter Abgeordneten zu fordern.

Zugleich wurden die königlichen Beamten mit Bestechungen, Versprechungen und selbst Drohungen darauf angewiesen, sich der Wahlacte zu bemächtigen und sie im Sinne des Königs und seines Ministeriums zu leiten.

Alle Mittel wurden in Bewegung gesetzt, gute und schlechte. Selbst einen Krieg (nämlich den um Algier) zu unternehmen scheuete man sich nicht, um zum Ziele zu gelangen. Während es hier ein Thor öffnete, durch welches es die volkssinnigen Truppen aus dem Lande entfernen konnte, öffnete das verrätherische Ministerium durch Unterhandlungen auf der andern Seite ein Thor, durch welches die Heere fremder Fürsten einziehen konnten.

Inzwischen siegten die Franzosen über Algier und steigerten die gute Hoffnung des Hofes und der ganzen aristokratischen Partei. Allein dieser Sieg erweckte im Volke keineswegs Enthusiasmus für den König und sein Ministerium. Man wollte Freiheit,

nicht Schmach, gleichviel ob dieſe irgend eines Glanzes theilhaftig ſei oder nicht.

Die Zeit der Wahlen kam heran und verlief (im Juni), und mit Schrecken ſahen die gegen Charte und Volk gleichſam Verſchworenen des Hofes, daß gegen ſie eine bei weitem mächtigere Majorität entſtanden war.

Der Fürſt Polignac war entſchloſſen, ſein Miniſterium durch jedes zu Gebote ſtehende Mittel aufrecht zu erhalten. Allein einige der Miniſter beſaßen doch etwas mehr Ehrgefühl (oder Furcht), und ſie nahmen ihre Entlaſſung. Andere nicht achtenswerthere Männer traten an ihre Stelle. Auf ſolche Weiſe erhielt ſich das Miniſterium Polignac.

Die Eröffnung der Kammern war auf den 3. Auguſt beſtimmt worden. Auf die Geſinnung derſelben ließ ſich nun nicht mehr ändernd einwirken; wohl aber ließ ſich — ſo dünkte es den Miniſterpräſidenten — etwas thun, dieſe Geſinnung unſchädlich zu machen. Der König ſollte einige Paragraphen der Charte zertreten, wodurch das Miniſterium in den Beſitz der ausgedehnteſten Gewalt gelangte, die Kammern vernichtet würden und die ganze Charte dann umgeworfen werden könnte.

Zu dieſem Zwecke veranſtaltete Polignac ein

förmliche Verschwörung. Das Ministerium fertigte einen Bericht an den König ab. Auf dieses verleumderische Actenstück, in welchem die Nichtswürdigkeit der aristokratischen Diplamatie eine seltene Blühte entfaltete, erließ nun Karl X. am 25. Juli jene berüchtigten Ordonnanzen, welche die Charte über den Haufen werfen sollten, dagegen aber sein Ministerium und ihn selbst stürzten. Sie folgen:

1) „Karl, durch Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. Auf den Bericht Unseres Ministerrathes haben Wir befohlen und befehlen Folgendes: §. 1. Die Freiheit der periodischen Presse ist aufgehoben. §. 2. Die Verfügungen der Artikel 1, 2 und 9 des ersten Titels des Gesetzes vom 21. October 1714 sind wieder in Kraft getreten. Demnach wird kein Journal und keine periodische oder halbperiodische Schrift, die bereits errichtet ist oder errichtet werden soll, ungeachtet der Stoffe, welche darin behandelt werden sollen, weder in Paris, noch in den Departements anders erscheinen können, als in Gemäßheit der Ermächtigung, die dazu von Uns sowohl die Verfasser als die Drucker besonders erhalten haben. Diese Ermächtigung soll alle drei Monate erneuert werden. Sie soll wieder zurückgenommen werden

können. §. 3. Die Ermächtigung soll durch die Präfecten provisorisch ertheilt und provisorisch allen in den Departements erscheinenden oder zu erscheinenden Journalen und halb- oder ganz periodischen Schriften entzogen werden können. §. 4. Die mit Uebertretung des §. 2 herausgegebenen Journale und Schriften sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, welche zum Drucke derselben gedient haben, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und versiegelt oder wenigstens außer Gebrauch gesetzt werden. §. 5. Keine periodische Schrift unter 20 Druckbogen kann anders als mit Ermächtigung Unseres Minister-Staatssecretärs des Innern zu Paris und der Präfecten in den Departements erscheinen. Jede Schrift von mehr als 20 Druckbogen, die nicht ein und dasselbe Werk ausmachen wird, soll gleichfalls der Nothwendigkeit der Ermächtigung unterliegen. Schriften, die ohne Ermächtigung herausgegeben werden, sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, die zum Drucke derselben gedient hatten, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und versiegelt oder doch außer Gebrauch gesetzt werden §. 6. Die Denkschriften über Processe und die Denkschriften der gelehrten oder literarischen Gesellschafter-

ſind vorläufig der Nothwendigkeit der Ermächtigung unterworfen, wenn ſie im Ganzen oder zum Theil politiſche Stoffe behandeln, in welchem Falle die durch §. 5 vorgeſchriebenen Maßregeln auf ſie anwendbar ſind. §. 7. Jede der gegenwärtigen Verfügungen zuwiderlaufende Verordnung ſoll außer Kraft geſetzt werden. §. 8. Die Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz wird in Uebereinſtimmung mit dem Artikel 4 der Ordonnanz vom 27. Novbr. 1816 und mit dem, was durch die Ordonnanz vom 27. Novbr. 1816 und die Ordonnanz vom 28. Januar 1817 vorgeſchrieben iſt, ſtattfinden. §. 9. Unſere Miniſter-Staatsſecretaire ſind mit Vollziehung des Vorliegenden beauftragt. Gegeben in Unſerm Schloſſe St. Cloud, am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und des ſechſten Unſerer Regierung. (Unterz.) Karl. — Im Namen des Königs der Präſident des Miniſterrathes Fürſt von Polignac; der Siegelbewahrer und Miniſter-Staatsſecretair der Juſtiz Chantelauze; der Miniſter-Staatsſecretär des Seeweſens und der Colonien Baron d'Haufſez; der Miniſter-Staatsſecretair der geiſtlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts Graf Guernon-Ranville; der Miniſter-Staatsſecretär der öffentlichen Arbeiten Baron Capelle.

2. Ordonnanz. Karl, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieſes ſehen, Unſern Gruß. In Betracht des Artikel 50 der conſtitutionellen Charte, nachdem Wir von den Umtrieben benachrichtigt worden, die in mehren Theilen Unſeres Königreichs ſtattgefunden, um die Wähler während der letzten Wahlcollegien zu täuſchen und ire zu führen, und nach Anhörung unſeres Conſeils haben Wir befohlen und befehlen: §. 1. Die Deputirtenkammer der Departements iſt aufgelöſt. §. 2. Unſer Miniſter-Staatsſecretair iſt mit Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt. Gegeben zu St. Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und im ſechſten Unſerer Regierung. (Unterz.) Karl. — Im Namen des Königs der Miniſter-Staatsſecretair des Innern Graf Peyronnet.

3. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieſes leſen, Unſern Gruß. Da wir beſchloſſen haben, der Wiederkehr der Umtriebe vorzubeugen, welche einen verderblichen Einfluß auf die Wirkſamkeit der letzten Wahlcollegien ausübten, und daher Willens ſind, die Wahlgeſetze, deren Gebrechen die Erfahrung gezeigt hat, den Grundſätzen der conſtitutionellen Charte gemäß zu reformiren; ſo haben Wir die Nothwen-

digkeit erkannt, Uns des Uns zustehenden Rechtes zu bedienen und durch von uns ausausgehende Bestimmungen für die Sicherheit des Staates und die Unterdrückung jedes die Würde Unserer Krone gefährdenden Unternehmens zu sorgen; und haben, nach Anhörung Unseres Staatsrathes, befohlen und befehlen: §. 1. Gemäß den §§. 15, 36 und 30 der constitutionellen Charte wird die Kammer der Deputirten fortan nur aus Deputirten des Departements bestehen. §. 2. Der Wahlcensus und der Wählbarkeitscensus wird ausschließlich aus demjenigen Vermögen bestehen, für welches der Wähler und der Wählbare persönlich, als Eigenthümer oder Nutznießer, in das Register der Grundsteuer und der persönlichen und Mobiliarsteuer eingetragen sind. §. 3. Jedes Departement wird so viele Deputirte wählen, als ihm durch den Art. 36 der constitutionellen Charte zugetheilt sind. §. 4. Die Deputirten sollen erwählt und die Kammern erneuert werden nach der Form, und in der Zeit, welche durch den Artikel 37 der constitutionellen Charte bestimmt sind. §. 5. Die Wahlcollegien werden sich in Bezirkscollegien und Departementscollegien eintheilen. Davon sind ausgenommen die Wahlcollegien derjenigen Departements, welchen bloß ein Deputirter zukommt. §. 6.

Die Bezirkswahlcollegien werden aus den höchſt beſteuerten Viertel der Wähler des Departements beſtehen. §. 7. Die gegenwärtige Umgrenzung der Bezirkswahlcollegien wird beibehalten. §. 8. Jedes Bezirkswahlcollegium wird ſo viele Candidaten wählen, als ſeinem Departement Deputirte zukommen. §. 9. Das Bezirkscollegium theilt ſich in ſo viele Sectionen, als es Candidaten zu erwählen hat. Dieſe Theilung geſchieht in Verhältniß der Zahl der Sectionen und der Geſammtzahl der Wähler des Collegiums, mit möglichſter Rückſicht auf die Anforderungen der Localität und Nachbarſchaft. §. 10. Die Sectionen des Bezirkswahlcollegiums können ſich an verſchiedenen Orten verſammeln. §. 11. Jede Section eines Bezirkscollegiums wird einen Candidaten wählen und abgeſondert von den übrigen ihre Functionen ausüben. §. 12. Die Präſidenten der Sectionen des Bezirks-Collegiums werden durch die Präfecten aus der Zahl der Wähler des Bezirks ernannt. §. 13. Das Departementscollegium wird die Deputirten wählen. Die Hälfte der Deputirten eines Departements muß aus dem Verzeichniſſe der von den Bezirkscollegien vorgeſchlagenen Candidaten genommen werden. Iſt jedoch die Zahl der Deputirten des Departements ungerade, ſo geſchieht die

Theilung ohne Schmälerung des dem Departementscollegium vorbehaltenen Rechts. §. 14. Im Falle, wo durch Auslaſſungen, durch nichtige oder doppelte Ernennungen das Verzeichniß der von den Bezirkscollegien vorgeſchlagenen Candidaten unvollſtändig wäre, kann, wenn dieſes Verzeichniß unter der Hälfte der erforderlichen Zahl ſteht, das Departementscollegium einen weiteren Candidaten außerhalb des Verzeichniſſes wählen; ſteht das Verzeichniß unter dem Viertel, ſo kann das Departementscollegium die ganze Zahl der Departementsdeputirten außerhalb des Verzeichniſſes ernennen. §. 15. Die Präfecten, Unterpräfecten und Oberoffiziere, welche eine Militärdiviſion befehligen, können in den Departements, wo ſie ihre Functionen ausüben, nicht gewählt werden. §. 16. Das Verzeichniß der Wähler wird durch den Präfecten im Präfecturrathe abgeſchloſſen. Es wird 5 Tage vor dem Zuſammentritte der Collegien angeſchlagen. §. 17. Reclamationen über das Wahlrecht, welche von den Präfecten nicht gewürdigt wurden, werden von der Deputirtenkammer beurtheilt zur Zeit, wo dieſe über die Giltigkeit der Operationen der Collegien entſcheidet. §. 18. In den Departementscollegien werden die beiden älteſten und die beiden höchſt beſteuerten Wähler das Amt der

Scrutatoren verrichten. Dieſelbe Anordnung wird in denjenigen Sectionen der Bezirkscollegien beobachtet werden, die aus mehr als funfzig Wählern beſtehen. In den anderen Sectionen wird das Scrutatorenamt von dem älteſten und dem höchſtbeſteuerten Wähler ausgeübt. Der Secretair wird in dem Collegium der Sectionen, das Collegium von dem Präſidenten und den Strucatoren ernannt. §. 19. Keiner hat in dem Collegium oder der Section des Collegiums Zutritt, welcher nicht in das Verzeichniß der dahin gehörigen Wähler eingetragen iſt. Dieſes Verzeichniß wird dem Präſidenten übergeben und bleibt in dem Sitzungsorte des Collegiums, ſo lange daſſelbe ſeine Functionen ausübt, angeſchlagen. §. 20. Jede Discuſſion oder Berathſchlagung irgend einer Art iſt dem Wahlcollegium unterſagt. §. 21. Die Polizei des Collegiums ſteht dem Präſidenten zu. Ohne ſein Anſuchen kann keine bewaffnete Macht an dem Orte der Sitzungen aufgeſtellt werden. Die Militaircommandanten ſind beauftragt, ſeinen Requiſitionen nachzukommen. §. 22. Die Wahl geſchieht in den Collegien und Sectionen der Collegien nach abſoluter Mehrheit der eingegangenen Stimmen. Sollte indeſſen die Wahl nach zwei Mal vorgenommenem Scrutinium noch nicht entſchieden

ſein, ſo nimmt das Wahlbureau das Verzeichniß Derjenigen, welche bei dem zweiten Scrutinium die meiſten Stimmen erhalten haben, auf. Dieſes Verzeichniß muß eine doppelt ſo große Anzahl von Namen enthalten, als noch Candidaten zu wählen ſind. Beim dritten Scrutinium kann die Stimme nur ſolchen gegeben werden, welche auf jenem Verzeichniſſe ſtehen, und die Wahl erfolgt durch relative Stimmenmehrheit. §. 23. Die Wähler werden durch Wahlzettel ſtimmen. Jeder Wahlzettel muß ſo viel Namen enthalten, als Candidaten zu wählen ſind. §. 24. Die Wähler werden ihr Votum auf dem Schreibtiſche des Wahlbüreaus niederſchreiben oder von einem der Scrutatoren niederſchreiben laſſen. §. 25. Name, Stand und Wohnort jedes Wählers, der ſeinen Wahlzettel abgiebt, werden von dem Secretair auf ein Behufs der Conſtatirung der Stimmenzahl geführte Liſte eingetragen. §. 26. Jedes Scrutinium wird 6 Stunden lang offen bleiben und dann noch in derſelben Sitzung erledigt. §. 27. Ueber jede Sitzung wird ein Protocoll aufgenommen. Dieſes wird von ſämmtlichen Mitgliedern des Wahlbüreaus unterzeichnet. §. 28. Nach dem Artikel 46 der conſtitutionellen Charte kann in den Kammern zu einem Geſetze kein Amendement gemacht werden,

wenn dieses nicht von Uns vorgeschlagen oder bewilligt worden, und wenn es nicht zuvor an die Büreaus gewiesen und von diesen discutirt worden ist. §. 29. Alle Anordnungen, welche mit gegenwärtiger Ordonnanz in Widerspruch stehen, sind außer Wirkung gesetzt. §. 30. Unsere Minister-Staatssecretaire sind mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse St. Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Karl. — Im Namen des Königs der Präsident des Ministerraths Fürst von Polignac; der Siegelbewahrer Minister der Justiz Chantelauze; der Minister des Seewesens und der Colonien Baron von Haussez; der Minister der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts Graf Guernon-Ranville; der Minister der öffentlichen Arbeiten Capelle.

4. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. In Betracht der königlichen Ordonnanz von diesem Tage, in Bezug auf die Organisation der Wahlcollegien auf den Bericht Unseres Minister-Staatssecretairs beim Departement des Innern haben Wir befohlen und befehlen, wie folgt: §. 1. Die Wahlcollegien werden sich versam-

meln, nämlich die Bezirks-Wahlcollegien am nächsten 6. September und die Departements-Wahlcollegien am nächsten 13. September. §. 2. Die Pairskammer und die Deputirtenkammer der Departements ist auf den nächsten 28. September zusammenberufen. Unser Minister-Staatssecretair des Innern ist mit Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt. Gegeben in Unserm Schlosse St. Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade und im sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Karl. — Durch den König: der Minister-Staatssecretair des Innern Graf Peyronnet.

5. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. Auf den Bericht Unsers Siegelbewahrers, Minister-Staatssecretairs bei dem Departement der Justiz, haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: § 1. Herr Delavau, Staatsrath im außerordentlichen Dienste, ist zum Staatsrath im ordentlichen Dienste ernannt. §. 2. Die Herren: der Graf Vaublanc, der Baron Dudon, Staatsminister, der Marquis von Forbin des Iffards, der Baron von Frenilly, Franchet Desperey, Vicomte Castelbajac, Syrieys de Mayrinhac, Staatsräthe im außerordentlichen Dienste, sind ermächtigt, den Be-

rathſchlagungen Unſeres Staatsrathes beizuwohnen und an denſelben Theil zu nehmen. §. 3. Die Herren Cornet d'Incourt, Ehrenſtaatsrath, und Baron Villebois, Maitre de Requêtes, ſind zu Staatsräthen im außerordentlichen Dienſte ernannt, mit Ermächtigung, den Berathſchlagungen Unſeres Staatsrathes beizuwohnen und an denſelben Theil zu nehmen. §. 4. Die Herren von Formon und Vicomte von Conny, Maitres de Requêtes, ſind zu Staatsräthen im außerordentlichen Dienſte ernannt, mit der Ermächtigung, den Berathſchlagungen Unſeres Staatsrathes beizuwohnen und an denſelben Theil zu nehmen. §. 5. Die Herren Vicomte von Curzay, Maitre de Requêtes, Präfect des Departements der Gironde und der Marquis von Villeneuve, Präfect des Departements der Corrèze, ſind zu Staatsräthen im außerordentlichen Dienſte ernannt. §. 6. Die Herren, der Baron Chaulieu, Präfect des Departements der Loire, und Mery de Contades ſind zu Maitres de Requêtes im außerordentlichen Dienſte ernannt. §. 7. Unſer Siegelbewahrer, Miniſter-Staatsſecretair bei dem Departement der Juſtiz, iſt mit Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt. Gegeben in Unſerm Schloſſe St. Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und des ſechſten Unſerer

Regierung. (Unterz.) Karl. — Im Namen des Königs: der Siegelbewahrer, Justizminister Chantelauze.

6. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unseren Gruß. Auf den Bericht Unseres Siegelbewahrers, Minister-Staatssecretärs bei den Departement der Justiz, haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: §. 1. Herr Bergasse, vormaliger Deputirter bei den Generalstaaten (Etats Généraux) ist zum Ehren-Staatsrath ernannt. §. 2. Unser Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretair bei dem Departement der Justiz, ist mit Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse St. Cloud am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Karl. — Im Namen des Königs der Siegelbewahrer, Justizminister Chantelauze."

Dies sind die berüchtigten Ordonnanzen, welche dem französischen Volke den letzten Befehl zu seinem vorletzten Aufstande gaben. Man sieht, daß sie ein Machwerk des Fürsten von Polignac waren, auf dessen Vortheil allein sie hinzielten. Die Presse war eine furchtbare Feindin des Herrn von Polignac, wie eines jeden Schuftes, welcher sich Gewalt anmaßt. Sie enthüllte seine Schlechtigkeit und Er-

bärmlichkeit und ſetzte ſeiner Willkür Schranken. Darum ſuchte er ſie zu vernichten und — verfertigte die erſte Ordonnanz des Königs.

Die neuen Kammern waren Herrn von Polignac noch gefährlicher, als die alten, und darum ſuchte er ſie zu vernichten, ehe ſie noch zuſammengetreten waren, und — verfertigte deshalb die zweite Ordonnanz.

Nach zwei ſo tiefen Verletzungen der Charte wäre es wohl dem Herrn von Polignac auf eine dritte noch tiefere, nämlich auf eine vollkommene Aufhebung der Volkskammern, nicht angekommen, allein ohne dieſe Volkskammern konnte die Staatsmaſchine nicht fortgehen, denn ſie ſetzten das Steuerweſen in Kraft und erhielten den Schatz gefüllt. So mußte er ſich begnügen, die Kammern ſo ſehr als möglich ſeinem Wunſche gemäß zu bilden und verfertigte deshalb — die dritte Ordonnanz, welche dem in der conſtitutionellen Charte verzeichneten Wahlacte eine neue, ganz andere Geſtalt gab, den kleinen Wahlcollegien das Wahlrecht raubte und ihnen nur das Recht ließ, Candidaten den großen Collegien vorzuſchlagen, welche aus reichen, meiſt adligen Gutsbeſitzern, alſo Royaliſten beſtanden.

Und um nun das Ungewitter ſiegreich zu über-

winden, welches dieſe Verletzungen der conſtitutionellen Charte über Thron und Miniſterium führen konnten, meinte Polignac, die tüchtigſten Kämpfer um ſich verſammeln zu müſſen, und zu dieſem Zwecke — verfertigte er jene Ordonnanzen, die einer Heerde von adligen und hochadligen Staatsdienern gewichtvollere Stellungen verſchafften.

Der Miniſter Polignac und ſein guter Freund, der König, ſcheinen geglaubt zu haben, daß das Volk das Gewicht dieſer Verfaſſungsverletzungen zu berechnen und die Folgen derſelben zu erkennen mit ſeinem dummen bürgerlichen Verſtande gar nicht im Stande ſei; und wahrſcheinlich auf Grund dieſer eigenen Dummheit unterließen ſie es — an einen großen Volksaufſtand nicht glaubend — die Garniſon von Paris zu verſtärken.

Allein das Volk war ein vortrefflicher Rechenmeiſter und keineswegs ſo ſklavenſinnig gleichgültig gegen die Poſten, aus welchen ſich ihm in der Charte die Freiheit ſummirte, wie in früheren Jahrhunderten, und wie Polignac und Karl X. vielleicht auch meinen mochten. Das Volk wußte, daß, ließ man dieſen Staatsſtreich gelten, alsbald die liberale Volkspartei des Hochverraths beſchuldigt, jene berühmte Majorität der frühern Kammern aufs Schaf-

sot oder in die Kerker geschleppt, die Richter ihrer Unabhängigkeit beraubt und zu Knechten des königlichen Willens gemacht, die Sicherheit der Person, ja die ganze Charte vernichtet und der Despotismus, die Barberei der früheren Jahrhunderte eingeführt werden werde.

Das Volk kannte aber auch seine längst erprüfte Kraft, und wußte, daß jener Regreß unnatürlich und unmöglich sei. Daher besaß es den vollkommensten Muth, seine Kraft gegen die Usurpatoren einer verdammungswürdigen Willkürherrschaft anzuwenden.

3.

Am 25. erschienen im „Moniteur" die königlichen Ordonnanzen. Ganz Paris gerieth plötzlich in Bewegung. Die Werkstätten und viele Läden wurden geschlossen. Ungeheure Volkshaufen bildeten sich in den Straßen. Es zeigte sich jene Wuth nicht auf den Gesichtern wie damals, als das aus der schmachvollsten Knechtschaft erst hervorbrechende Volk die Bastille stürmte. Man hatte die Freiheit seitdem besessen und genossen, man hatte sich in der Freiheit kennen gelernt und war des Sieges gewiß, und

begrüßte den Augenblick des Kampfes mit Jubel deſto mehr, da ein ſolcher Augenblick doch einmal eintreten mußte, indem die Revolution — wer hätte das nicht erkennen oder fühlen ſollen? — noch nicht vollendet, die neue Geſchichtsperiode noch nicht völlig aus der Epoche geboren war.

Dieſelbe Bewegung, welche die Ordonnanzen in Paris hervorbrachten, brachten ſie zu gleicher Zeit auch in den großen Städten der nächſten Provinzen hervor, ſo daß an einen Zuzug von Truppen auf Seite der Ariſtokraten nicht gedacht werden konnte.

Am Abend wuchſen die Volkshaufen in den Straßen. Redner erklärten die Art des königlichen Meineides, die Schurkenhaftigkeit des Miniſteriums, das elende Gelüſt des Adels, die tückiſchen Beſtrebungen der Prieſterſchaft, die Gefahr der Freiheit.

Noch vor Abend, als ſich die Volksmenge vor das Palais Royal gewälzt hatte, fand ein Angriff von Seiten der königlichen Truppen ſtatt. Aber er war ohne Ergebniß, da die Truppen noch keinen Befehl zum Einhauen hatten und das Volk keinen Ernſt ſah.

Die Menge begab ſich darauf vor das Palais des Fürſten von Polignac, um dieſem ſchlechten Wichte zu beweiſen, weß er würdig. Allein der Fürſt hatte

sich in ein unterirdisches Gewölbe verkrochen, und so ging der Sturm an ihm vorüber und traf nur sein Haus.

Der Aufstand wurde immer allgemeiner. Die Volkshaufen vergrößerten sich, aber noch sah man wenige Leute aus dem besseren Bürgerstande in ihnen. Ohne Frage wurden diese noch durch die Planlosigkeit des Aufstandes und die scheinbare Unsicherheit seines Ausganges zurückgehalten.

Da erschien am 27. Juli des Morgens eine Protestation der angesehensten Zeitungsredactoren gegen die meineidigen, die Charte verletzenden Unternehmungen des Königs und seines Ministeriums. In dieser Protestation heißt es:

„Die Regierung erlaubt sich in den Ordonnanzen von heute über einen Gegenstand zu verfügen, über welchen ihr für sich allein keine Gewalt zusteht. Die Charte sagt in Artikel 8, daß die Franzosen sich in Betreff der Presse nach den Gesetzen und nicht nach den Ordonnanzen des Königs zu richten haben. Ferner sagt die Charte in Artikel 35, daß die Organisation der Wahlcollegien durch Gesetze und nicht durch Ordonnanzen bestimmt werden soll. Die Krone selbst hat bis jetzt diese Artikel anerkannt; sie hatte sich niemals das Recht herausgenommen, die-

ſelben auf irgend eine Weiſe abzuändern. So oft in dem Preßverfahren oder in den Wahlgeſetzen Modificationen nöthig waren, hat ſie ſich an die beiden Kammern gewendet. So z. B. bei der Einführung der ſiebenjährigen Dauer der Deputirtenkammer und bei dem Geſetze, das ihre völlige Erneuerung ausſprach. Folglich hat der Thron die Artikel 8 und 35 (abgeſehen von ſeinem Eide) ſelbſt factiſch anerkannt."

„Es iſt alſo klar", heißt es an einer andern Stelle, „daß die Regierung heute die Verfaſſung verletzt hat. Folglich ſind wir nicht mehr zum Gehorſam verpflichtet."

„Die Regierung hat heute den Charakter der Geſetzlichkeit verloren; die Geſetzlichkeit iſt es allein, was Gehorſam dem Bürger zur Pflicht macht. Wir unſres Theils leiſten Widerſtand. Frankreich mag über den Umfang des Seinigen entſcheiden"

Dieſer kühne Schritt, welchen durch dieſe Proteſtation eine Zahl von geachteten und vermögenden Männern unternahm, leiſtete dem Aufſtande die wichtigſten Dienſte, indem er den beſſeren Bürgerſtand zur Theilnahme anfeuerte. Schon an demſelben Tage ſah man viele anſtändige Männer in den Volkshaufen, welche jedoch noch immer ohne Waf-

fen waren und nur durch ihre imponirende Maſſe ſiegen zu wollen ſchienen.

Ein ungeheurer Haufen zog gegen Mittag abermals vor das Palais der Fürſten von Polignac, doch erreichte er ſo wenig wie am vorigen Tage ſeinen Zweck und ſtrömte zurück in die Nähe des Palais Royal, wo die Volkshaufen ſich zu einer ungeheuern Maſſe angeſammelt hatten.

Abermals kam es zu einem Zuſammenſtoß mit den königlichen Truppen. Doch war er unblutig und brachte nicht dem Könige, ſondern dem Volke einen Vortheil, indem er die Gefahr der Planloſigkeit des Aufſtandes zeigte und verſchiedene Perſonen, beſonders Offiziere der alten napoleoniſchen Armee, Studenten und Schüler der berühmten polytechniſchen Schule anreizte, ſich der rathloſen Haufen anzunehmen.

Während ſich ſo der Aufſtand zu organiſiren begann, wurde die Kühnheit ſeines Geiſtes durch eine Proteſtation der für die Kammern gewählten liberalen Deputirten gegen die Unternehmungen des Thrones und Miniſteriums mächtig geſteigert. Die Menge vor dem Palais Royal begann den Gendarmen, die im Namen des Königs den Platz und die Straßen zu räumen verlangten, ernſtlichen Widerſtand zu

leiſten. Die Gendarmen durch einen Steinhagel zurückgetrieben, führten eine Abtheilung von der königlichen Garde herbei. Dieſe, befehligt von Männern der ariſtokratiſchen Partei, ſäumte nicht, Feuer auf die Menge zu geben. Das Volk ſah Leichen, unter dieſen Leichen ſelbſt Frauen und ſchuldloſe Kinder.

Da erwachte in ihm die Wuth, und der Aufſtand gewann nun erſt jenen fürchterlichen Ernſt, welcher Leichen belächelt und Blut und Leben für nichts hält.

„Rache, zu den Waffen!“ tönt es durch alle Straßen, und alsbald entſtehen Barricaden, und während dieſe von Steinſchleuderern muthig gegen die Garde und Lanziers, die der General Walſh herbeiſendet, vertheidigt werden, laſſen ſich im Rücken derſelben die Haufen von den Gewehrhändlern und anderen Leuten, welche im Beſitze von Waffen ſind, ausrüſten.

Zugleich werden von Bürgern Verſuche gemacht, die Truppen über die ſchlechte Sache, der ſie dienen, aufzuklären. Und ihr Mühen iſt nicht fruchtlos. Die Truppen der Linie, welche gegen das Volk geſendet werden und in der Straße St. Honoré mit denſelben zuſammenſtoßen, weigern ſich zu feuern

und müſſen zurückgezogen werden, um einen Uebertritt derſelben zu verhindern.

Während in den Straßen beim Palais Royal der Kampf wüthete, ſammelte ſich vor dem Louvre ein ungeheurer Volkshaufen, welcher bald durch den Studenten Hippolyt Daniel eine gewiſſe militäriſche Organiſation erhielt. Der mit Trauerflor bedeckten Leiche eines Gefallenen folgend, zog unter Rachegeſchrei und Verwünſchung gegen die Feinde der Freiheit dieſer Haufen über den Greveplatz, wo er einen Kampf mit einer Abtheilung Gendarmen beſtand, vor die Liebfrauenkirche und ſchwur mit tauſend Stimmen, daß um 9 Uhr des anderen Tages auf dem Thurme dieſer Kirche die dreifarbige Fahne wehen ſollte.

Die Nacht gebot auf Seite des Volks wie der Truppen Ruhe, denn dort wie hier hatte man noch keinen Operationsplan, ja nicht einmal Kenntniß von dem gegenſeitigen Zuſtande und Verhältniß.

Bei Hofe glaubte man den Sieg bereits gewonnen zu haben, denn es war die Erſtürmung einiger Barricaden berichtet worden. Im Miniſterium aber kannte man die Wahrheit beſſer, und man entſchloß ſich nicht bloß, morgen, ſollte der Aufſtand ſich erneuern, Kartätſchen im reichſten Maße zu verwen-

den, ſondern auch den König zu nöthigen, unverzüglich dem General Marmont, Herzog von Raguſa, dem berühmteſten Krieger, aber als napoleoniſchen Emporkömmling bis jetzt bei Hofe ganz verachtet geweſenen Manne, den Oberbefehl über die Truppen zu übergeben. Er war es, der im Jahre 1814 die Stadt Paris verrathen hatte, und von ihm durfte man hoffen, daß er auch bereit ſein werde, die in einem heiligen und beſchworenen Geſetz begründete Volksfreiheit zu verrathen. Marmont wurde wirklich zum Oberbefehlshaber ernannt, aber er war ein Mann aus dem Volke, der ein Herz für das Volk hatte und daher nicht gegen das Volk mit gutem Erfolg zu gebrauchen war. Polignac ſollte ſich zu ſeinem großen Jammer am nächſten Tage davon überzeugen.

Während bei Hofe und im Miniſterium ſo für den Sieg gearbeitet wurde, geſchah daſſelbe auch beim Volke. Der Bürgerſtand trat beinahe mit ſeinem ganzen Umfange dem Aufſtande bei, und es wurden alle Mittel in Bewegung geſetzt, daß die Nationalgarde, welche lange nicht mehr beſtanden hatte, morgen wieder erſcheine.

4.

Kaum begann der Tag zu grauen, als die Straßen lebendig zu werden anfingen, und schon um 4 Uhr (am 28. Juli) anfingen an vielen Orten die Fortsetzung des gestrigen Kampfes. Das Gewehrfeuer wurde immer geschwätziger, und bald hörte man nicht mehr die einzelnen Schüsse der Vorposten, sondern Salven und Rottenfeuer. Es ließ sich noch nicht beurtheilen, ob der König oder das Volk Vortheile gewann.

Da zog ein großer Theil der rüstigen, fast nur aus Arbeitern bestehenden Bevölkerung der Vorstadt St. Antoine in geschlossener Colonne gegen den Boulevard heran. Augenblicklich stürzte sich dem Haufen eine Abtheilung der Garde-Küraſſiere entgegen, und in grimmigem Kampfe zog sich's rasch, als ob der Volkshaufe die Truppen in einen Hinterhalt locken wollte, nach der Straße St. Antoine hin.

Als nun die Truppen in diese gerathen waren, da begann mit einem Male der Angriff sie zu umringen. Jedes Fenster spie Kugeln, und von den Dächern flogen Wolken von Steinen, deren kleinster einen Menschenschädel zu zertrümmern Gewicht genug besaß.

Hier fragte es sich nicht lange darum, welcher Weg zur Rettung führe. Die Soldaten eilten flüchtend den Boulevard wieder zu erreichen; allein, auseinander gesprengt und hineingetrieben in das Chaos der engen Straßen dieses Stadttheils, gingen die meisten durch Tod oder Gefangenschaft verloren.

Während dem entspann sich der Kampf auf dem Boulevard du Temple, welcher nicht bloß mit Infanterie und Cavallerie, sondern auch mit Artillerie sehr stark besetzt war. Dahin wendete sich nun der siegreiche Haufen der Vorstadt St. Antoine und vereinigte sich mit einem andern, welcher von einem Fabrikanten, Namens Augustin Thomas, angeführt wurde.

Trotz der Uebermacht auf jener Seite warf sich der Volkshaufen sogleich auf die Kürassiere, welche am Theater St. Martin in Schlachtordnung standen. Der Sieg wurde ein Lohn des Heldenmuthes. Die angegriffene Truppe wurde fast augenblicklich geworfen und mußte sich mit ungeheurem Verluste durch die Flucht retten; die übrigen Truppen aber waren gezwungen, sich zurückzuziehen.

Jetzt wendete sich ein Theil des Volkshaufens nach dem Thore St. Denis, wo der Kampf bereits seit dem frühen Morgen ohne Unterbrechung gewüthet

hatte. Auch hier gewann das Volk die Oberhand, und ehe der Abend anbrach, zog es siegreich über die Seine in jenen Theil der Stadt, wo seit dem Morgen (des 28. Juli) mit nicht geringerer Wuth und nicht schlimmerem Erfolge gekämpft worden war.

Kaum war der Tag angebrochen, als die Bewohner der Vorstädte St. Jacques und St. Marceau — meist Handwerker, welche vom Buchhandel ihren Lebensunterhalt hatten und daher durch die Decrete zu Gunsten des Königs vorzüglich gefährdet waren — sich auf den Alarmplätzen der ehemaligen Nationalgarde versammelt hatten.

Die bessere Bildung dieser Leute bewirkte, daß der Aufstand sogleich eine bessere Ordnung gewann, als in der Vorstadt St. Antoine. Mehre der in Compagnien abgetheilten Haufen zogen zunächst nach der polytechnischen Schule und forderten die Zöglinge derselben auf, an die Spitze der Compagnien zu treten.

Nicht umsonst war diese Aufforderung geschehen. Die Zöglinge dieses von den Bourbonen, wie alles nicht ihrer Herrschaft Entstammende, verachteten Institutes waren zum Theil schon gestern dem Aufstande beigetreten und waren jetzt, bis auf einige wenige,

welche noch an dem Gelingen des Unternehmens zweifelten, bereit, sich ohne Scheu und Rücksicht der gerechten Sache des Volkes hinzugeben, dem sie bereits mehr als einmal bei früheren Gelegenheiten ihre Sympathie bewiesen hatten.

So, mit den tüchtigsten Führern versehen, zogen die Haufen zurück nach den Quais, wo sie die daselbst aufgestellten Truppen theils in den Fluß sprengten, theils in den jenseitigen Theil der Stadt trieben.

Jetzt theilten sich die Haufen. Der schwächere zog auf den Odeonplatz, um dort die bewaffnete Macht des Volkes zu vereinigen und zweckmäßig zu organisiren; der andere dagegen griff die Caserne der Schweizergarde an, welche durch die geübten Schützen mit Geschick und schweizerischem Todesmuthe, aber nicht mit glänzendem Erfolge, vertheidigt wurde.

Unterdessen waren auf dem Odeonplatze die Wachtposten vertrieben und die Hauptwachen mit ihren Waffenvorräthen genommen worden. Die eroberten Waffen waren für das Volk ein Kleinod. Bald langte auch aus einer erstürmten Pulvermühle ein Wagen voll Pulver an, und durch die thätigen Hände der patriotischen Frauen des Stadttheils gelangten nun bald Hunderttausende von Patronen in

den Besitz der rüstigen Streiter für Freiheit und eine neue Zeit.

Unter dem eifrigen Bemühen der Schüler der polytechnischen Schule, der Studenten und mehrer Offiziere und Soldaten von der alten Armee, sonderten sich alsbald die ungleichartigen Waffen von einander. Es wurden Schützencompagnien, Pikeniercompagnien und selbst eine Batterie gebildet, denn das Volk war im Besitz von 2 Kanonen gelangt. Im Rücken der Compagnien wurden Haufen von Leuten mit ungleichartigen und ungewöhnlichen Waffen gestellt.

Noch war die Anordnung nicht vollendet, als mehre Abtheilungen der alten, lange aufgelöst gewesenen Nationalgarde erschienen. Ungeheurer Jubel begrüßte die heldenhaften Bürger, und kühner wurde der Muth.

Schon gegen 6 Uhr des Morgens rückte die Menge nach mehren Seiten hin aus, theils um an anderen Orten den Aufstand zu organisiren, theils um zu kämpfen.

Eine starke Abtheilung rückte gegen die Schweizercaserne und vereinigte sich mit den Haufen, welcher früher bereits dahin gezogen war. Der Kampf wurde hitziger. Die Schweizer, aus den Fenstern

ſchießend, welche mit Matratzen verſetzt waren, richteten keine geringe Verheerung in der Menge der Bürgerkrieger an, die rings um die Caſerne her, ſelbſt auf den Dächern der Häuſer, Stand gefaßt hatte. Der Kampf konnte kaum anders enden, als mit der völligen Vernichtung der Belagerer.

Da ertönt aus dem Munde eines Bürgers der Ruf: „Strohſäcke her, Meubles, brennbare Dinge!“ Der Ruf wird von Hundertem wiederholt, und alsbald ſieht man aus den Fenſtern der Häuſer eine Menge brennbarer Gegenſtände, vornehmlich Strohſäcke, auf die Straße herabſtürzen.

Ungeachtet der faſt nie fehlenden Kugeln der Belagerten werden dieſe Dinge, zu denen auch einige Fäſſer Terpentinöl gehören, an der Caſerne aufgehäuft, und alsbald ſchlägt die Lohe, im Nu mächtig emporwallend, über die ganze Fronte des Gebäudes hin.

Jetzt war der Fuchs genöthigt, ſeinen Bau zu verlaſſen und ſich frei zu vertheidigen oder zu flüchten. Das Letzte geſchah. Unter ungeheurem Verluſt flüchteten die Schweizer nach dem Carrouſſelplatze, wo die Garden ſich und der Generalſtab mit dem Oberbefehlshaber, dem Herzog von Mailand, befanden. Zur Zeit, als ſo ein Theil der Schweizer

caserne erungen wurde, begann jener Haufen, welcher am verwichenen Tage geschworen hatte, bis neun Uhr des anderen Tages die dreifarbige Fahne auf dem Thurme der Notredamekirche aufzupflanzen, den Angriff der Insel, auf welcher die Kirche mit ihrem großen Kloster und dem erzbischöflichen Palaste sich befinden. Die Insel war ziemlich stark besetzt.

Selbst die Mönche des Klosters nahmen Theil an dem Kampfe für den König, der ihrem Stande die beste Aussicht auf alle ehedem verlorenen Privilegien wieder eröffnet hatte. Hinter den Fensteröffnungen des Klosters standen sie als lauernde Schützen. Allein zu schnell siegte das Volk und zu unsicher war schon in den ersten Minuten des Kampfes der Ausgang, als daß sie hätten die Folgen ihres Vorhabens aus den Gedanken verlieren können. Sie warfen schnell die Gewehre wieder von sich und flüchteten in ihre Kirche, um da die siegreichen Volkshaufen als Freunde des Volks und der Freiheit zu begrüßen.

Die Brücke war schnell genommen. Die Truppen flüchteten nach jener Seite und besetzten nun noch die Kirche und den erzbischöflichen Palast. Aber im Sturm wurde die Kirche genommen, und alsbald

wehete von der Zinne ihres Thurmes die dreifarbige Fahne.

Dies war ein Ereigniß, welches ſogleich den Geiſt des Aufſtandes mächtiger, hinreißender machte.

Jetzt erſt erſchien die ehemalige Nationalgarde wirklich wieder. Allenthalben bildeten ſich die Compagnien und Bataillone, und allenthalben griff man zu den Waffen, wo man bis jetzt noch keine Waffe ergriffen hatte.

Denn die Gewißheit des Sieges macht auch den Schwächling kriegsmuthig, und die Fahne auf dem Thurme der Cathedrale, von welchem herab jetzt die Sturmglocke ihre begeiſternden Hilferufe erſchallen ließ, war ja ein Zeichen des Sieges.

Bald war auch der erzbiſchöfliche Palaſt mit Sturm genommen, und nur durch die Flucht nach St. Cloud zum Könige raubte der hohe Prieſter dem Volke die Freude, ihn für ſeine freiheitsfeindlichen Beſtrebungen zu züchtigen.

Jetzt galt es, von dem linken auf das rechte Seineufer überzugehen und den rüſtigen Kämpfern dort, welche das Stadthaus zu erobern ſuchten, Hilfe zu bringen.

Aber das Unternehmen war gefährlich, denn die Brücke war von einem ganzen Regimente Garde zu

Fluß und einer halben Batterie beſetzt, deren Schlünde mit Kartätſchen gefüllt waren. Da ergreift ein junger Mann, Namens d'Arcole, eine dreifarbige Fahne, und mit dem Ausrufe:

„Die Kugeln mögen tödten, aber ſie ſchmerzen doch nicht; muthig, mir nach!“ eilt er auf die Brücke los; alles unter dem donnernden Rufe:

„Es lebe die Charte, die Freiheit!“ hinter ihm drein. Der Fahnenträger fällt von einer Kartätſche getroffen. Aber, die ihm folgen, gewinnen ſiegreich das andere Ufer, vereinigen ſich mit anderen Volkshaufen und einigen Abtheilungen der Nationalgarde, und nehmen nun unverweilt das Stadthaus in Angriff, welches von einer ungeheuern Truppenmaſſe und 6 Kanonen vertheidigt wird.

Ein fürchterlicher Kampf, der fürchterlichſte, den dieſe Revolution zu Tage brachte, geſtaltete ſich hier. Das Stadthaus wurde mehre Male genommen und wieder verloren. Endlich aber war es, durch Hunderte von Leichen erworben, ein bleibendes Beſitzthum des Volkes, und ſeiner Stirn entwuchs zum Jubel der ganzen Stadt die dreifarbige Fahne.

So ſtand es, als der Herzog von Raguſa, gedrängt von ſeinen royaliſtiſchen Offizieren, dem Könige und dem Miniſterium, deſſen Sturz er nicht

minder wünschte, als der echteste Volksmann, sich zu einem großen Angriffe entschloß. Mit den Reserven der Garde, dem Schweizerregiment, den Lanziers und einer gewaltigen Artillerie marschirte er am Palais Royal hin nach dem Siegesplatze.

Dort befanden sich die Nationalgarden des dritten Stadtbezirks und die bewaffneten Haufen der Vorstädte Montmartre, Prissenniere und St. Denis.

Das Volk zog sich in die Straßen zurück, und hier war es bereit, den Kampf anzunehmen.

Die Schweizer erhielten den Befehl, ihn zu eröffnen, und führten den Befehl sogleich aus. Allein ein Sieg war hier nicht zu erringen, denn alles war lebendig und mörderisch. Die Flinten der Nationalgardisten thaten es den Büchsen der Schweizer gleich, die Volkshaufen liefen Sturm mit ihren Piken, jedes Fenster spie Kugeln, jedes Dach stürzte sich, ein mörderischer Hagel, auf die Knechte des Königs hinab. Und mit Verlust eines Theils seiner Artillerie mußte das Schweizerregiment aus der Montmartrestraße flüchten.

Während dessen war der Herzog von Ragusa selbst mit einer gewaltigen Colonne bis zur Straße Jocquelet bei der Börse vorgedrungen, wo eine riesige Barricade seinen Marsch aufhielt. Auch hier

gestaltete es sich bald wie in der Straße Montmartre. Die Truppen, ringsher vom Feuer gepackt, wichen, da sie vorwärts nicht konnten, rückwärts. Bald befanden sie sich auf einer völligen Flucht, bei welcher Niemand geschwinder war, als der Generalstab.

Das Verunglücken dieser Unternehmung des Herzogs von Ragusa trug mächtig zum völligen Siege des Volkes bei, denn dadurch blieb die Verbindung der militairischen Corps, welche der Oberbefehlshaber herzustellen gesucht hatte, unterbrochen, und der Uebertritt eines großen Theils der Linientruppen, der von früh an nur noch ein blindes Maneuvre geführt hatte, erfolgte (zuerst in der Straße Richelieu). Das 5., 15. und 53. Regiment sind bei Erwähnung dieses Ereignisses namhaft zu machen.

Eben so vergebens suchte der Herzog von Ragusa die Verbindung mit den übrigen Truppencorps auf einem andern Wege herzustellen. Am Ausgang der Straße Foucry kam es zu einem neuen wüthenden Kampfe, in Folge dessen die Truppen auf den Platz der Pastille flüchten mußten, von wo aus sie den Weg nach den Tuilerien wieder einschlugen, nachdem sie sich den Uebergang über die Seinebrücke durch das Versprechen, nicht mehr zu feuern, verschafft.

Mit der Nacht schwieg der Kampf allenthalben, wo er noch nicht entschieden gewesen war. Schon war der Sieg unzweifelhaft. Die wichtigsten Punkte der Stadt hatte das Volk inne, alle Pulvermühlen und Magazine, die Börse und Arsenale, das Stadthaus, fast alle Uebergänge über den Fluß, und der Hauptpunkt der Operation der Armee, der Greveplatz, war in seinem Besitze.

Während der Nacht machten die Generale Gerand und Lobau und die Deputirten Kasimir Perier, Mauguin und Lasitte einen Versuch, dem Volke seine in der Charte begründete Freiheit durch Unterhandlung zu verschaffen. Der Herzog von Ragusa, der selbst mit tiefstem Widerwillen gegen das Volk kämpfte und den gefährlichen Stand der Dinge kannte, unterstützte dieses Vorhaben. Allein Karl X. und sein Freund Polignac gingen nicht auf eine Zurücknahme der Ordonnanzen ein und verfügten vielmehr, daß man am nächsten Tage die größtmögliche Militairmacht in Bewegung setzen und die bürgerlichen „Canaillen" mit Kartätschen überschütten solle.

5.

So erhielt der Kampf vom 29. Juli eine zweite Fortsetzung. Der Sieg des Volkes sollte unbestreitbar, und dadurch seine Freiheit desto unantastbarer werden.

Schon in der Nacht hatten sich die Vortheile wesentlich vermehrt. Die Kasernen der Küraſſiere und die der Gendarmen am Martinsthore waren erstürmt, andere auf Capitulation gewonnen, unzählige Barricaden errichtet und ein sehr starkes Truppencorps genöthigt worden, seinen fast unangreifbaren Posten in der Straße St. Honnoré aufzugeben.

An die Spitze der bewaffneten Macht der Bürger war der General Lafayette getreten, und dies war kein geringer Gewinn, denn durch Lafayette wurde diejenige Ordnung in die Bewegung der bewaffneten Masse und diejenige Zweckmäßigkeit in alle Anstalten gebracht, welche eine Einnahme der Stadt jetzt zu einem Dinge der Unmöglichkeit machte. Mit Lafayette waren auch viele andere ausgezeichnete Offiziere der napoleonischen Armee, darunter als die bedeutendsten die Generale und Obersten Dubourg, Gerard, Dufay und Girard, dem Aufstande beigetreten.

Des Morgens um 4 Uhr begann unter dem Sturmgeläute der Glocken aufs Neue der Kampf. Vor dem Pálais Royal wurden ein Schweizerregiment und ein Bataillon des 3. Regimentes der dem Königthum allezeit bis zum Tode treugewesenen Bendeer angegriffen und nach einem kurzen Kampfe in die Straße St. Honoré gedrängt.

Da aber warfen sich die Truppen in die Häuser und richteten aus denen ein sehr verderbliches Feuer gegen die Bürger, die endlich nur dadurch den Sieg zu erhalten suchten, daß sie ihren Feinden den Rückzug aus ihrem Versteck und die Vereinigung mit den übrigen königlichen Truppen verwehrten. Und in solcher Weise siegten sie. Als die Reste der Armee am Nachmittag die Stadt verlassen, blieb hier den genannten Truppen nichts übrig, als sich niedermachen zu lassen, denn von Pardon konnte keine Rede sein.

Während hier von den Königlichen ein wahrer Todeskampf ausgeführt wurde, gingen in der Friedensstraße andere Königliche, nämlich ein Theil des 6. Regiments und 1 Bataillon von der Garde zu den Bürgern über.

So waren nur noch zwei Posten in der Gewalt der Armee, nämlich das Louvre und die Tuilerien.

Alle Abtheilungen der Nationalgarde, welche nicht Beſatzungsdienſte irgendwo zu leiſten hatten, und alle bewaffneten Volkshaufen vereinigten ſich jetzt vor dem Louvre, das von 2 Regimentern Garde und einer ſtarken Artillerie im Hofe und von Schweizer-Schützen in den Stockwerken beſetzt war.

Wohl machte der Kampf hier auf Seite des Volks einen furchtbaren Blutſtrom rinnen, aber der Sieg gehörte den Freiheitshelden. Das Schloß wird erſtürmt und die Truppen werfen ſich nach einer ſchrecklichen Niederlage in die nahen Tuilerien, aus welchen nun die Miniſter nach St. Cloud flüchten, wo der König ſich befindet.

In den Tuilerien befanden ſich nun alle Ueberbleibſel der königlichen Armee vereinigt. Daher war die Beſatzung eine ſehr zahlreiche. Allein ſchon war ihr in dem Bewußtſein der elenden Sache, für die ſie kämpfte, der Muth untergegangen, und ſie widerſtand daher nicht lange den gewaltigen Angriffen, welche von allen Seiten her auf das prächtige königliche Schloß gerichtet wurden. Um 11 Uhr hatte der Angriff begonnen, um 1 Uhr waren ſchon alle Räume des Schloſſes vom Volke erfüllt, und auf den Zinnen erhob ſich ſtolz die dreifarbige Fahne

zum Schrecken des Thronfolgers, des Dauphins, der von der Terraſſe zu St. Cloud aus Paris durch ein Fernglas beobachtete.

6.

Jetzt, jetzt war Karl X. entſchloſſen, die Ordonnanzen zurückzunehmen und ſein volksmörderiſches Miniſterium zu entlaſſen. Allein jetzt war es zu ſpät! Ströme Blutes hatte er zwiſchen ſich und das Volk gegoſſen, eine Ausſöhnung, eine Vereinigung war unmöglich, nur eine Züchtigung konnte er noch erwarten.

Gegen drei Uhr langten die flüchtigen Reſte des Heeres bei St. Cloud an. Schon erhob ſich die Landbevölkerung zum Kampfe und zeigte dem Könige, daß er nicht bloß in Paris gerichtet ſei.

Da ſah er wohl ein, daß ihm nichts weiter übrig bleibe, als die Flucht aus dem Lande ſeiner Väter, das zu beherrſchen er nie würdig geweſen war. Doch durfte der königliche Greis darin einigen Troſt finden, daß nicht ſeine Schuld allein ihn geſtürzt habe, ſondern auch der Drang der Freiheit

der Geiſt der Zeit, vor dem überhaupt nicht lange mehr ein Herrſcherſtuhl, ein Königsthron in Frankreich beſtehen konnte.

Am Abend deſſelben Tages verſammelte ſich ein Theil der Kammern und erklärte den König der Krone verluſtig. Am Abend des andern Tages verließ der König, nachdem ſeine Soldaten ihm mit Schweigen erklärt, daß ſie nicht Luſt haben, ihn weiter zu vertheidigen, ſein Schloß und beſtieg am 16. Auguſt als Flüchtling mit ſeiner Familie hinter Cherbourg die beiden amerikaniſchen — ſeltſamer Weiſe Joſeph Napoleon gehörenden — Schiffe, welche ihn nach England bringen ſollten.

6. Stück.

Der Aufstand der Belgier.

1.

Die französische Julirevolution gab den Anstoß zu einem fast allgemeinen Aufstande auf demjenigen Theile Europas, dessen Völkergeschichte sich auf ein und derselben Grundlage entwickelt hatte. Zunächst schlug die Flamme der Revolution in den Niederlanden empor.

Doch war dieses Feuer nicht so lauter, nicht so klar, nicht so bloß von dem Drange zur heiligen Freiheit der Menschheit genährt, als in den anderen Landen. Fast mehr trieb hier die Eigensucht zum Aufstande, als der Drang zur Freiheit. Die eifersüchtiche Reibung zweier Nationalitäten und zweier Religionsformen war eine Haupturſache des belgischen Aufstandes, ohne welche ein belgischer Aufstand wahrscheinlich nicht stattgefunden haben würde.

Doch fehlte dieser Revolution jenes erhabenere edlere Element, der Freiheitstrieb, keineswegs gänz-

lich, und womit die neue große Zeit allenthalben in dem Gebiete des altfränkiſchen Herrenthums die Herzen der Menſchheit erfüllt hatte, damit hatte ſie ſie auch in Belgien erfüllt; nur, daß unter dem raſchen Wechſel extremer Verhältniſſe und unter dem ſteten Kampfe der unverwandteſten Belebungsſtoffe der Geiſt des Volkes nicht hatte zu der Klarheit gelangen können, welche dazu gehörte, die neue große Zeit ganz zu verſtehen und zu empfinden.

Daher kam es, daß das, wonach in den anderen Ländern das ganze Volk gegen eine Partei ſtrebte, hier das Ziel nur einer Partei war. Daher kam auch ferner zum Theil die ſeltſame Erſcheinung, daß die ſonſt feindſeligen Parteien, Adel, Prieſterſchaft und Freiheitsmänner, als Kämpfer in ein und demſelben Gliede, als Bundesbrüder, vereint bei einander ſtanden.

Der Adel, der unter den verſchiedenartigen Regierungen Belgiens, namentlich aber unter dem Protectorat Frankreichs, im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, manche ihm theute Rechte verloren und dieſelben unter den fremdländiſchen Monarchen nicht wieder erhalten, glaubte das Verlorene nur durch eine gänzliche Ablöſung Belgiens von Holland wieder zu gewinnen.

Die Prieſterſchaft, die ebenſo und beſonders ſchon unter Joſeph II., wichtige Vorrechte verloren, die ihr natürlich Hollands proteſtantiſcher König nicht zurück ertheilen mochte, ſehnte ſich nicht minder, Belgien unter einem eigenen, und zwar katholiſchen Könige zu ſehen.

Eine Partei von Nationalſtolzen hatte desgleichen keinen andern Wunſch, als Belgien ſelbſtſtändig zu ſehen, und ſo blieb natürlich nicht mehr als eine Partei übrig für die Tendenz wahrer allgemeiner Freiheit.

Doch waren alle dieſe Parteien mit einander. Jede derſelben ehrte um ihres eigenen Gewinnſtes Willen die Kraft der andern, keine derſelben ehrte aber den Zweck, den Kampfpreis der andern.

Solcher Art war die unterſte Grundlage der belgiſchen Revolution; die ungebührliche Anmaßung der Herrſchaft war der Hebel, die franzöſiſche Julirevolution aber war das Signal, auf welches das ſeltſam gegliederte Werk ſich in Bewegung ſetzte.

2.

Durch Englands Politik war Belgien dem holländiſchen Königsthrone vor wenigen Jahren untergeben worden. Dem Throne lag natürlich daran, Belgien ganz nach holländiſcher Form zu bilden, ja ihm ſogar den holländiſchen Geiſt einzupreſſen.

Freilich ſind zwei Metalle nicht leicht wieder auseinander zu reißen, wenn ſie mit einander verſchmolzen, oder vielmehr, wenn das eine in das andere eingeſchmolzen worden, ſo daß es nun mit dieſem eine gleiche und dieſelbe Maſſe bildet.

Die Conſtitution ſetzte dem Beſtreben des Thrones Hinderniſſe entgegen. Aber welchem Herrſcher galten ſchon die Rechte eines Volkes etwas, hatte er ſie auch als ein Heiligthum beſchworen?

Heilig muß in allen conſtitutionellen Staaten die Meinungs- und Stimmfreiheit der Volksdeputirten geachtet werden. Aber der König Wilhelm von Holland und Belgien ſchätzte dieſen Grundſatz der Verfaſſung ſo echt königlich, daß er die belgiſchen Abgeordneten Ingenhousz, Luyben, de Bouſies, de la Faille und Staſſart, welche gegen den von ſeinem Miniſterium eingebrachten Steuerentwurf geſtimmt hatten, ihrer Aemter und Penſionen

beraubte. Dies war eine ſchandhafte Gewaltthat.

Der holländiſche Miniſter van Maanen gab unter ſchwerer Drohung an die belgiſchen Anwälte und Procuratoren (welche auch zum Theil das Ständehaus beſetzten) den Befehl, ſich die Grundſätze des Königs und ſeines Miniſteriums zur ſtrengſten Norm zu machen. Das war eine unverſchämte Anmaßung.

Das anmaßende Wort pflegt mit der unrechtlichen That zu wechſeln. Die Aufforderung zu einer belgiſchen Nationalſubſcription wurde für einen Aufruf zum Umſturz der Regierung, für eine Anregung zur Rebellion angeſehen, und die beim Volke beliebten Männer Ludwig de Potter, Franz Tielemans, Adolph Bartels, Eduard van der Sträten und J. B. de Neve wurden in Kerker geworfen und endlich zu ſieben- und achtjähriger Verbannung verdammt. Die Appellation der Verurtheilten wurde verworfen und jede Verwendung für dieſelben von dem Könige von Holland und ſeinem Miniſterium zurückgewieſen. Das war eine ſchändlich gewaltthätige Verletzung der Verfaſſung, welche die Sicherheit der Perſon verbürgte.

In dem Herzen des belgiſchen Volks wurde der Wunſch nach Freiheit zum Grimm gegen den Ty-

ler an der Freiheit. Die Prieſterſchaft machte dieſen Grimm wachſen, der Adel, ſeinen guten Gewinn vor Augen, that desgleichen, und lauter und kühner wurde der Ruf des Verlangens:

„Wir fordern Vollziehung des Concordats — aber noch fehlen uns drei Biſchöfe; wir fordern geſetzliche Verantwortlichkeit der Miniſter; Schutz der freien Preſſe; Freiheit des Unterrichts unter Aufſicht der Regierung; definitive Organiſation der Gerichte; freien Gebrauch der franzöſiſchen Sprache; verfaſſungsmäßige Legislation über die Conflicte; gleiche Vertheilung der Aemter zwiſchen Holländern und Belgiern, und Publicität des Gemeindebudgets*)!“

Was das Volk forderte, hatte natürlich die Regierung nicht gewährt und gewähren mögen, und es mußte der Preis eines Kampfes werden, auf welchen ſich die Regierung am beſten dadurch vorzubereiten meinte, daß ſie die Armee verſtärkte und den Prinzen Friedrich an die Spitze derſelben ſtellte.

Die Conceſſionen, welche die Regierung in Betreff der Preſſe, des Schulweſens und des Sprachgebrauchs machte, konnten die Erbitterung der Belgier deſto weniger beſeitigen, da ſie nur halbe Zu-

*) Venturini.

geſtändniſſe waren und obenein ihres ſchwachen Einfluſſes durch immer neue Gewaltthaten des Miniſteriums beraubt wurden.

3.

Die Julirevolution in Frankreich fand ſtatt, und der Triumph, welchen ſie dem Volke ſchenkte, ſetzte in Belgien aller Herzen in Bewegung, die den Druck der holländiſchen Regierung empfanden.

Es bedurfte nur zum Losbruch der günſtigen Gelegenheit, die bisher die holländiſchen Beſatzungstruppen verhindert hatten. Da geſchah es, daß ſich in Brüſſel am 25. Auguſt zu der Vorſtellung der „Stummen von Portici" eine Zuſchauermenge einfand, welche das Theatergebäude kaum zur Hälfte aufnehmen konnte. So blieb vor dem Hauſe eine Menſchenmaſſe, die nun haufenweiſe durch die Straßen zog und, von den Ideen des Schauſpiels, welches ſie zu ſehen gewünſcht, bitter aufgeregt, ihren unzufriednen Herzen durch Ausrufe politiſcher Art Luft machte.

Bald konnten Worte nicht mehr befriedigen. Man brauchte Thaten. Perſonen, welche ſich als Feinde

und Verräther der Nation bewiesen hatten, gaben Gelegenheit zum Handeln. Das Haus und Bureau des Buchhändlers Bagagno und die Wohnung und Kanzlei des Polizeidirectors von Knyff wurden demolirt.

Eine glücklich ausgeführte That reizt zu neuer That. Um Mitternacht sammelten sich die zu ungeheuern Massen angewachsenen Haufen vor dem Justizpalaste, der Werkstätte des bis zur Nichtswürdigkeit anmaßenden, bitter gehaßten Ministers van Maanen. Der Palast wird erstürmt und das Archiv vernichtet.

Da brausen die reitenden Truppen heran und die Infanterie naht im Sturmschritt. Aber vor der übermächtigen Bürgermenge, welcher wilde verwegene Pöbelhaufen voranstehen, weichen die Kriegerschaaren zurück.

Die Erscheinung der Truppen hat die Wuth gesteigert. Die Menge stürzt sich nach dem Hotel des Ministers von Maanen, und alsbald geht es in Flammen auf.

Jetzt kommt es zum Kampfe mit den Truppen; aber sie werden geschlagen. Der Kampf wird allgemein in der Stadt; allein allenthalben werden die Truppen überwältigt, und zum Beweise seines Sie-

ges reißt das Volk von den öffentlichen Gebäuden die königlichen Wappen und trägt sie triumphirend gleich eroberten Fahnen, gleich Trophäen umher.

Jetzt suchten die königlichen Behörden das Volk durch Erlassung von Steuern zu besänftigen; allein der Löwe hatte Blut geleckt, und somit war es zu spät, seinen Zorn aufzuhalten. Alle Vorbereitungen zur Geburtstagsfeier des Königs wurden zerstört und manches Aehnliche weiter gethan, wobei sich, nebenbei erwähnt, leider zeigte, daß die politische und moralische Bildung der unteren Volksschichten Belgiens mit der der untern Volksschichten Frankreichs in gar keinem Vergleiche stehe. Kaum hätten Verrückte sich anders verhalten können, als der Pöbel beim Aufstande in Brüssel.

Da die königlichen Behörden sahen, daß die Militärmacht sie nicht zu schützen im Stande sei, so betrieben sie selbst eifrigst die Bewaffnung der Bürgerschaft und Constituirung einer Communalgarde, an deren Spitze der Baron von Hoogvorst durch Wahl gestellt wurde. Unter dem Schutze der Communalgarde bildete sich eine Art provisorischer Regierung, deren Präsidium der Baron Secus übernahm.

Wie in Brüssel hatte sich, sobald die Kunde von

da eingegangen, auch in anderen bedeutenden Städten Belgiens (Lüttich, Antwerpen, Löwen, Mons, Tirlemont, Verviers, Gent, Brügge u. a. das Volk erhoben.

Aus allen diesen Städten wurden zu derselben Zeit Deputationen an den König Wilhelm nach dem Haag gesendet, welche fast ein und dieselbe Forderung an ihn stellten.

Allein der König mochte weder sein volksfeindliches Ministerium entlassen, noch die Generalstaaten (Ständeversammlung) berufen, noch sonst etwas zu Befriedigung des belgischen Volkes thun, und erklärte (wie ein deutscher Fürst im gegenwärtigen Jahre, 1848), daß er im Gefühl seiner königlichen Würde höchstens nur einer demüthigen Bitte, nie aber einer Forderung Gehör schenken könne und werde.

Welche Idee diese Weigerung des Königs aber im Schooße trug, das bezeugten die Bewegungen der holländischen Truppen. Die beiden Prinzen, Friedrich, der Befehlshaber der bewaffneten Macht des Königreichs, und Oranien, eilten dem Heere voran mit einem ansehnlichen militairischen Troß.

Aber der Glaube, mit Truppen den Aufstand eines Volkes beschwören zu können, täuschte den

3193

Prinzen Friedrich sehr. Das Volk von Brüssel erhob sich aufs Neue, wie ein furchtbarer Wächter von dem Sitze, auf dem er einige Minuten geruhet hat. Alle Thore und Straßenmündungen wurden mit Barricaden versehen und Vorbereitungen aller Art für eine bewaffnete Zurückweisung feindlicher Truppen getroffen.

In jeder Art mußte der Ausgang eines Kampfes zum Nachtheile des Thrones ausfallen. Daher sah sich der Prinz genöthigt, seine Truppen zurückgehen zu lassen und allein seinen Einzug in der Stadt zu halten (1. Septbr.).

Unter Tausenden von Unzufriedenen hielt es der Sohn des Königs freilich für nöthig, sich als Vertreter seines Vaters in dem geforderten Maße friedlich und nachgiebig zu beweisen. Aber man merkte seinen Worten die Chamäleonsnatur an und schenkte ihnen keinen andern Glauben, als den, auf welchen sich Lügen in allen Zeiten und Fürstenworte in der tausendjährigen Dauer des Herrenthums Anspruch erworben haben.

Das Volk gerieth in neue stürmische Bewegung, und mit diesem Sturme steigerten sich seine Forderungen. „Trennung Belgiens von Holland!“ tönte es in allen Straßen, und dieser Ruf hallte selbst in

der großen Deputirtenversammlung wieder, welche der Prinz veranstaltet hatte.

Der Prinz war aber nicht ermächtigt, auf eine billige Forderung eine Zusage zu geben, viel weniger auf eine solche. Sein Sinnen war daher darauf gerichtet, sich aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Und es gelang ihm durch die Versicherung, den Antrag auf Trennung Belgiens von Holland bei seinem Vater mit seinem ganzen Einflusse zu unterstützen.

Die Belgier ließen also den Königssohn, der ihnen die beste Geißel gewesen wäre, nach dem Haag zurückreisen, und dachten nicht daran, daß er sich wohl hüten werde, ohne eine gehörige Truppenmacht wieder zu ihnen zu kommen.

4.

Nach der Schilderung des Prinzen, meinte der König Wilhelm, komme alles darauf an, Zeit zu gewinnen. So suchten fast immer die Fürsten die Zeit erst dann, als sie dieselbe versäumt hatten. Zu diesem Zwecke erließ er eine sehr fromme Proclam-

tion. Denn wenn die Fürsten dem Volke gegenüber in Noth sind, pflegen sie ihre aus der Ohnmacht entspringende Demuth in das Gewand der Religion zu hüllen, einmal, um die Angst zu verbergen, zum andern, um dem Volke das Vertrauen in sich einzuflößen, welches es in die Religion zu setzen pflegt.

„Er sei überzeugt", proclamirte der König Wilhelm, „der treue Beistand der göttlichen Allmacht und der redliche Wille der guten und gottesfürchtigen Bürger werden es ihm möglich machen, in den aufgestandenen Provinzen die verloren gegangene Herrschaft des Gesetzes wieder herzustellen. Er wolle dann die Stände berufen und sie ernstlich die Uebel, um welche Belgien seufzte, untersuchen und sie dann entscheiden lassen, ob es zu Belgiens Wohle nothwendig sei, die auf Tractaten und dem Grundgesetz beruhende Verbindung desselben mit Holland aufzulösen."

Während der König aber durch eine solche Proclamation, der man das Tückische*) nur zu sehr an-

*) Denn die Majorität der Generalstaaten, aus Holländern bestehend, war, zumal was Belgien betraf, ohne allen Zweifel zu Gunsten des Thrones und gegen die Anforderungen der Belgier.

ſah, die Belgier zu beruhigen ſuchte, gab er Befehle an die Führer des Heeres, welche nicht verſchwiegen blieben und den Belgiern klug und nicht ſäumig ſein hießen. Die Revolution nahm weder Ende, noch Stillſtand, ſondern organiſirte und befeſtigte ſich mehr.

Die Belgier, ſehend, daß der König ſeine verborgene gute Hoffnung auf ſeine holländiſche Heeresmacht ſtütze, und fürchtend, daß ſie dieſer Macht nicht ſiegreich zu widerſtehen vermögen, ſendeten ihre entſchiedenſten und gewandteſten Männer nach Paris, um dort für den Fall der Noth franzöſiſche Hilfe zu erwirken. Ihre Erwartung betrog ſie nicht. Frankreichs junge Regierung hatte Urſache, vorläufig vorſichtig zu ſein, aber ſie war nicht zu furchtſam, ihre Sympathie für Belgien durch manche den belgiſchen Aufſtand begünſtigende Anordnung zu beweiſen.

Deſto freudiger und mächtiger rüſteten ſich die Belgier. Und ſchon nahmen die walloniſchen Provinzen nicht Anſtand, die dreifarbige Fahne, die Fahne von Brabant, auf den Zinnen ihrer Städte aufzurichten.

Schon war vorauszuſehen, daß etwas anderes als Kampf den Streit zwiſchen der holländiſchen

Krone und den Belgiern nicht entscheiden könne, als die Generalstaaten im Haag zusammentraten (13. September). Aber sie förderten die Revolution nur. Belgien gegen Recht und Billigkeit trotz seiner größern Bewohnerzahl fast schwächer vertreten als Holland, mußte, wie bald zu erkennen war, mit seinen Anforderungen in der Minorität bleiben. Daher verließen plötzlich die entschiedensten belgischen Deputirten die Kammern und verkündeten an ihren Wahlorten, daß Belgien eine Abhülfe seiner Beschwerden von den Generalstaaten nicht zu erwarten habe. Also Kampf, also Krieg!

5.

Schon in der Mitte Septembers brach der Kampf los. Die königlichen Truppen wurden von ihren Posten gejagt, die öffentlichen Gebäude erstürmt, die alten Behörden vertrieben und die Waffenvorräthe der königlichen Arsenale vertheilt. Aber auch bei diesem neuen Aufstande bewies sich die politische Unbildung der untern Volksschichten Belgiens. Manche die Revolution entehrende That wurde ausgeübt und der Gesetzlosigkeit dadurch die Krone aufgesetzt, daß die beim früheren Aufstande eingesetzten

Behörden, weil sie die Frevelthaten ahnden wollten, vertrieben wurden. An einigen Orten ging es so weit, daß die Bürgergarde der Waffen beraubt und die Gewalt vom Pöbel in die Hand genommen wurde.

Unter solchen Umständen zogen sich die Mitglieder der früher eingesetzten provisorischen Regierung vom Ruder der Revolution zurück. Ihr Rücktritt war nicht beweinenswerth, denn sie waren Aristokraten, welche die Revolution im Sinne des unzufriednen Adels zu lenken gesucht hatten.

Die provisorische Regierung erneuete sich durch Männer von der freiheitliebenden Partei, unter denen de Potter der namhafteste war. Mit aller Macht förderten sie den Aufstand; doch läßt sich ihnen das Lob nicht vorenthalten, daß sie ihn zu veredeln gesucht haben.

Nachdem der belgische Aufstand eine so entschiedene Miene angenommen, zögerte der König Wilhelm nicht, seine Maske fallen zu lassen. Er erließ eine Proclamation, welche die Entwaffnung der Bürgergarden und die Aufnahme der königlichen Truppen befahl, den durch die Revolution eingesetzten Behörden die Amtsausübung verbot und jede Widersetzung gegen die Anordnungen der königlichen

Regierung mit der strengsten Vollziehung des Gesetzes bedrohete.

Unverzüglich, nachdem der zweite Aufstand ausgebrochen war, rückte der Prinz Friedrich mit 9,500 Mann, von welchen er, sich den Rücken zu sichern, 3000 stationsweise zurückließ, gegen Brüssel.

Schon am 21. September erreichte er das Weichbild von Brüssel. Die Alarmtrommel und Sturmglocke riefen die Bürgerwehr und Menge zu den Waffen. Voll Siegeshoffnung zogen die Brüsseler aus der Stadt, um im Felde sich mit den gut eingeübten Truppen des Königs zu messen. Allein sie überschätzten ihre Kräfte. Nach einem siebenstündigen fruchtlosen Kampfe mußten sie sich in die Stadt zurückziehen. Jetzt befanden sie sich auf einem ihnen angemessenen Kampfplatze. Zwar konnten sie es nicht hindern, daß die königlichen Truppen die Thore sprengten und einige Straßen gewannen; allein hier war auch eben der Platz, wo der Kampf stattfinden mußte, wenn er den Bürgerkriegern zu Gunsten ausschlagen sollte.

Die unredliche Behandlung einer Friedensdeputation der Stadt von Seiten des Prinzen hatte die Wuth des Volkes auf den höchsten Grad gesteigert. Und sie trug zu der Niederlage der Truppen bei

Erfolglos war ein dreimaliger Sturm auf die Barricaden beim Rathhause, und von einem Regimente Cavallerie, welches durch List in die Stadt gelangt war, blieben nur wenige Trümmer übrig, die sich erst außerhalb der Stadt wieder zusammenfanden.

Bald wurde die Infanterie aus den Straßen verdrängt, welche sie am 22. gewonnen hatte, und in dem Parke vermochte sie sich unter dem Schutze von 12 Kanonen kaum so lange zu halten, bis der Prinz begriffen, daß er ein sehr schlechter Heerführer sei und unter allen Bedingungen die Operation dumm geleitet habe.

Am 26. mußten die Truppen des Königs capituliren und verließen die Stadt auf 5 Meilen Entfernung

Ebenso wurden die königlichen Truppen in Löwen, Mons, Brügge und Tournay von dem Volke besiegt, und die Holländer konnten es nicht hindern, daß die Citadelle von Gent und bald auch die von Lüttich in die Hand der Insurgenten überging.

Unter solchen Umständen glaubte der König sich wieder nachgiebig zeigen zu müssen, damit Belgien wenigstens seiner Familie nicht verloren gehe. Er proclamirte also die Genehmigung der Trennung Belgiens von Holland, des ausschließlichen Rechts

geborner Belgier auf belgiſche Staatsämter ꝛc., ernannte ſeinen Sohn, den Prinzen von Oranien, zu einem Generallieutenant von Belgien und ertheilte ihm den Befehl, ſich an die Spitze des öffentlichen Weſens in Belgien zu ſtellen.

Aber zugleich erließ er, wie früher, einen Aufruf an die Holländer, die Waffen einmüthig gegen das rebelliſche Belgien zu ergreifen.

Es war daher der Plan des Königs nur zu wohl zu durchſchauen. Der Prinz ſollte die belgiſche Bewegung in die Hand nehmen, d. h., er ſollte die Belgier feſſeln und halten; der König wollte dann den Schlag ausführen.

6.

Im Anfang Octobers trat der Prinz von Oranien ſeine gefährliche Miſſion an. Obſchon königliche Naturen ſich großartig zu zeigen lieben, ſo verſchmäheten die königlichen Leute doch Kleinlichkeiten nicht, welche dem Zwecke zu dienen verſprachen. Der Prinz zog den päpſtlichen Nuntius Capaccini und eine Menge anderer hoher katholiſcher Prieſter in ſeine Umgebung Und hoffend, daß er durch die Befreun-

dung mit diesen Männern die ganze, auf das Volk mächtigen Einfluß besitzende Partei der Priesterschaft Belgiens gewinne, ließ er sie seine Begleiter und Gefährden sein. Am 5. October erschien er mit ihnen in Antwerpen, welche Stadt, beherrscht von dem nur nach Geldgewinn trachtenden Geiste des überwiegenden Standes der Kaufmannschaft, sich für die königliche Sache erklärt hatte. Von hier aus erließ er seine versöhnungsvollen Proclamationen, in denen „sein Herz über dem Unglücke der guten Bürger Belgiens blutete", in welchen sein Vater, der König, mit wahrer Freude die Erfüllung der Wünsche der edlen braven Belgier zu erfüllen gesonnen und, Gott weiß, was alles zu thun bereit war.

Allein, während des Prinzen Worte in Belgien mit solchem Philomelenschmelz tönten, krächzten in Holland die Erlasse des Königs an seine Holländer gegen Belgien wie erbosste Drachen, und manche Anstalt, besonders aber die wiederholte Berufung des verwünschten van Maanen in's Ministerium, bewies die Wuth, welche am Throne herrschte über den belgischen Aufstand. Die königlichen Herren und ihre Vertrauten spielten gar zu plump und mochten glauben, der belgische Verstand sei nicht fähig, die leichteste Combination zu machen. Allein sie über-

zeugten ſich bald von ihrer Thorheit. Der Prinz erleichterte ihnen die beabſichtigte Operation durchaus nicht, denn die Belgier wieſen ſeine Anträge entſchieden zurück und erklärten ihm vielmehr, daß jetzt, nachdem ſo viel Blut vergoſſen worden, die Bande zwiſchen Belgien und der Dynaſtie Oranien zerriſſen ſeien, und die Frage, ob ferner ein Prinz dieſes Hauſes auf Belgiens Throne ſitzen könne, von dem belgiſchen Nationalcongreſſe entſchieden werden müſſe. Die Wahlen zum Nationalcongreſſe ordneten die Belgier ganz nach eigenem Ermeſſen an, und der Prinz, bethört durch die katholiſchen Prieſter in ſeiner Umgebung, vertraute ſo darauf, von den Belgiern zu ihrem König gewählt zu werden, daß er die Rechte, auf welche die Belgier jetzt Anſpruch machten, anerkannte.

Hierin war der Prinz weit über ſeine Befugniſſe und in der That über die Vorſchrift der Klugheit hinausgegangen. Deshalb wurde er vom Könige zurückberufen und mußte, gleichſam verwieſen, das Reich ſeines Vaters verlaſſen.

Bereits vor ſeiner Abreiſe aus Belgien war vom Könige an die Militärbefehlshaber in den belgiſchen Citadellen der Befehl ergangen, ſich im Verhalten zur rebellirenden Bevölkerung durchaus nicht nach

dem Verhalten des Prinzen zu richten und keinen seiner Befehle auszuführen. Dieſen königlichen Befehl benutzten die Generale jeder nach ſeiner Weiſe, der eine, um Heldenthaten zu thun, der andere, um ſeine Perſon ſo bald als möglich aus der Gefahr, welche die Revolution bereitete, zu ziehen; keiner aber ſolcher Weiſe, daß er zur Rettung der Sache ſeines Herrn und Königs etwas beigetragen hätte.

In der Nähe von Antwerpen hatte die Anweſenheit des Prinzen mehre ſtarke Haufen von Inſurgenten gezogen. Nachdem ſie ſich vereinigt und bei Berchem ein holländiſches Corps angegriffen und vertrieben, vereinigten ſie ſich mit der bewaffneten Bevölkerung von Antwerpen.

In dieſer Stadt war endlich der der Ariſtokratie und dem Herrſcherthum huldigende Geiſt der Kaufmannſchaft erſtickt unter der Flamme der Inſurrection. Das Volk war begeiſtert und glühend für Belgiens Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Deſto ergrimmter wurde es, als der Befehlshaber der Citadelle, Generalfeldmarſchall Chaſſé, ſich auf Koſten der Stadt rüſtete, die Anſprüche des Königs von Holland auf das Kräftigſte zu unterſtützen.

Da erhob ſich plötzlich am 26. October die Bevölkerung Antwerpens und vertrieb die holländiſchen

Soldaten aus der Stadt. Im Besitze einer ziemlich bedeutenden Zahl von schweren Belagerungsgeschützen, glaubte das Volk den Commandanten der Citadelle, um welchen sich die geschlagenen Truppen geschaart hatten, als Besiegten behandeln zu dürfen, und forderten von ihm in der That mehr, als sich für den Augenblick mit der Ehre des alten kühnen Kriegers vertrug. So zerschlugen sich plötzlich die Waffenstillstandsunterhandlungen, welche der General Chassé selbst eingeleitet hatte und, nachdem einige übermüthige Insurgentenhaufen die Feindseligkeiten begonnen, eröffnete plötzlich die Citadelle ein Feuer auf die Stadt, welches, unterstützt von den Bomben und den Raketenbatterien einiger Kriegsschiffe, in kaum fünf Stunden gegen zwei Hundert Häuser in Asche legte.

In diesem Kampfe hatte freilich der Feldmarschall des Königs von Holland die Oberhand behalten, allein dieser blutige Sieg, der auf den Ausgang des Krieges keinen wesentlichen Einfluß haben konnte, war für die Sache des Königs viel schlimmer, als eine unblutige Aufgebung der Festung hätte sein können, denn durch ihn war der Weg zur Versöhnung des Fürsten mit dem Volke völlig zerschlagen worden. Beide standen sich nur noch als Kämpfer,

als Feinde gegenüber, die sich nie mehr vereinigen, und nur durch die Niederlage eines oder des andern zu einem Friedensschlusse gelangen können.

Das Schicksal Antwerpens hatte in der That auf den Gang der belgischen Revolution gar keinen Einfluß, und darum wurde belgischer Seits dieses Bombardement auch als ein Erguß der holländischen Bosheit und Rache bezeichnet. Brüssel war die Basis der Revolution, und da schritt dieselbe ungestört vorwärts. Die provisorische Regierung ernannte eine Commission zur Entwerfung einer neuen Staatsverfassung, und der Congreß, welcher diese begutachten und bestätigen sollte, trat am 10. November zusammen.

Während aber die verschiedenen Parteien beim insurrectionellen Kampfe gegen Holland in einer Reihe gestanden, trennten sie sich natürlich, als es sich darum handelte, dem Staate eine Verfassung zu geben. Die Partei der katholischen Priester und die des Adels konnten Beide den Preis ihrer Anstrengung nur durch einen Fürsten, durch das Herrenthum erlangen, denn darin selbst lag dieser Preis. So vereinten sich diese beiden Parteien in dem Streben, Belgien zu einem Fürstenstaate, einem Königreiche zu machen. Feindlich den Aristokraten gegenüber

ſtand die republikaniſche Partei, an deren Spitze de Potter ſich befand. Allein Belgiens Volk war der politiſchen Mündigkeit noch nicht ſo nahe als die Franzoſen, ja es war derſelben ferner als irgend ein Volk, welches an der großen Revolution des Zeitalters betheiligt war. Daher kam es, daß die republikaniſche Partei unterlag und mit einer Stimmenmehrheit von 161 eine erbliche monarchiſch-conſtitutionelle Regierung beſtimmt wurde. Wer aber den Thron beſitzen ſollte, dieſe Frage zu beantworten, fühlte ſich der Congreß noch nicht reif. Nur ſo viel ſtellte ſich ſchon heraus, daß das holländiſche Fürſtenhaus keine Hoffnung haben dürfe.

Während deſſen dauerte der Kampf mit dem holländiſchen Heere fort. Aber auch in dieſem ging der Hoffnung des Königs die Nahrung immer mehr verloren. Die Feſtung Venloo wurde mit Liſt genommen und die ganze Beſatzung gerieth in Gefangenſchaft. Auch andere feſte Plätze gingen in die Hand der Belgier über, und immer mehr wurden dieſelben Herren ihres Landes.

Aber die republikaniſche Partei der Belgier beruhigte ſich nicht bei dem Ausſchlag, den die Abſtimmung im Congreß gegeben hatte. Auf die große Menge rechnend, welche in Frankreich ſtets der Re-

publik gehuldigt hatte, rüstete sie sich zum Kampfe gegen die Aristokraten, und diese kriegerische Spaltung im Innern Belgiens berechtigte den König Wilhelm noch einmal zu guter Erwartung. Allein die große Menge war hier anderer Art als in Frankreich. Sie war zum größten Theile von den Aristokraten, namentlich den Priestern, gewonnen, und so verunglückten die Unternehmungen der Republikaner schon in ihrem Beginn so, daß ein Bürgerkrieg nicht entstand.

Inzwischen aber hatten die bei dem Schicksale Belgiens interessirten Mächte einen Congreß in London zu Stande gebracht. Die Siege der Belgier und das kühne Auftreten ihres Abgeordneten van de Weyer, vorzüglich aber die entschiedene Parteinahme Frankreichs für Belgien, hießen den Mächten bei der Verhandlung sich ihren beliebten Grundsatz, nach welchem sie fürstenlose Völker einer Waare gleich achteten, aus dem Kopfe schlagen. Man erkannte, obschon man dadurch einen neuen, bei den Völkern gewissermaßen schon zur Heiligkeit gelangten Grundsatz, nämlich den der Volkssouverainität, sanctionirte, das Recht der Belgier, sich von Holland und dem Hause Oranien zu trennen und sich selbst eine Verfassung zu geben, an. Der König von Holland

ſelbſt hatte eifrigſt mitgewirkt zum Zuſtandekommen der Conferenz in London, und fand ſich daher durch die Beſchlüſſe derſelben ſehr in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Er mußte auf's Neue ſeine Hoffnung an ſeine Kriegsmacht knüpfen, und rüſtete alſo ſo ſehr und eifrig, als ihm irgend der von dem Congreß vorgeſchriebene Waffenſtillſtand erlaubte. Faſt wäre ein Wunſch des Königs dadurch in Erfüllung gegangen, daß die Belgier, übermüthig durch den glücklichen Fortgang ihrer Revolution, den Waffenſtillſtand zu brechen ſuchten. Allein die Herren in London, ſo wenig ſie in Belgien auch Reſpect genoſſen, wußten doch ein Mal ihrer Energie Achtung zu verſchaffen, und Belgien mußte nicht bloß den Waffenſtillſtand während der Dauer der Verhandlungen, ſondern auch die vom Congreß vorgeſchriebene Demarcationslinie achten.

Hatte der Congreß zu London dadurch dem Herrenthum, welches er eigentlich vertrat, viel vergeben, daß er gewiſſe Rechte des belgiſchen Volkes anerkannte oder anerkennen mußte, ſo beeiferte er ſich nun, das Schlimme wieder gut zu machen, indem er verkündete, daß nicht nur nie eine Verbindung Belgiens mit Frankreich, ſondern auch nie eine republikaniſche Verfaſſung in Belgien zugegeben werde.

Eine solche Vorschrift konnte natürlich nicht mit Erfolg angefochten werden, da bei der politischen Unbildung der Belgier die republikanische Partei sehr schwach, die aristokratische (priesterliche hauptsächlich) dagegen mit ihrem ungeheuern Pöbeltroß überwiegend stark war. Und in der That wäre Belgien um seiner selbst Willen jetzt eine republikanische Verfassung noch nicht zu wünschen gewesen.

7.

Endlich handelte es sich in Belgien nur noch darum, einen König zu wählen, und die Revolution war eigentlich vollendet. Sie war kaum mehr gewesen als ein Aufstand gegen das Haus Oranien. Die bei der großen Revolution des Zeitalters vorherrschende und wichtigste Potenz, nämlich die Theilnahme des edlen Bürgerstandes, fehlte gänzlich. Der Bürgerstand besaß weder Sympathie für die eine, noch für die andere Partei, und daß er die Reize der himmlischen Braut, nach der sich zu sehnen die Völker begonnen hatten, daß er die Reize der Freiheit noch nicht begriff, das bewies er in seinen Petitionen an den König.

Endlich, nach langem Streite, während deſſen man einen Regenten, (den Baron Surlet de Chokier), einzuſetzen ſich gezwungen geſehen, hatte man in der Perſon des Prinzen Leopold von Sachſen-Koburg einen gefunden. Er beſchwor am 21. Juli 1831 die Verfaſſung und begann nun ſeine Regierung. Unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung begannen von Seiten Hollands die Feindſeligkeiten aufs Neue. Holland entwickelte dieſes Mal eine Gewalt, welche einen ſiegreichen Erfolg verſprach; allein Frankreich, mit Uebermacht ſchnell auf dem Kampfplatz tretend, entſchied für Belgien. Doch bewirkte es keinen Friedensſchluß. Die Hartnäckigkeit des Königs von Holland war nicht ſo leicht zu bezwingen. Faſt wäre es, indem Preußen, Oeſterreich und Rußland gewiſſermaßen Partei für Holland; England und Frankreich dagegen, zu Gewaltanwendung entſchloſſen, Partei für Belgien nahmen zu einem Conflicte zwiſchen den Großmächten gekommen, der indeſſen dadurch verhindert wurde, daß England und Frankreich zuerſt ihre Seemacht gegen Holland in Anwendung brachten und dadurch den übrigen Großmächten Veranlaſſung gaben, auf ſich ſelbſt manche Rückſicht zu nehmen. So ließen es Oeſterreich, Preußen und Rußland geſchehen, daß

eine französische Armee den König von Holland zu Respectirung der londoner Conferenzbeschlüsse zwang (in der Mitte des November 1832). Die Holländer räumten die bis jetzt besetzt gehaltenen belgischen Festen und erkannten das neue Belgien an.

Die Revolution der Belgier hatte einen ungleich geringeren Werth als die Revolutionen der übrigen Völker, welche eine neue Geschichtsperiode zu machen berufen waren; doch auch sie entsprang gewissermaßen den Ideen, die die Bevölkerung von halb Europa in Bewegung setzten, und hatte auf die große Revolution des Zeitalters einen gewaltigen Einfluß, und zwar dies hauptsächlich durch die Art der durch sie hervorgebrachten Staatsverfassung.

Siebentes Stück.

Volksbewegungen in Deutschland.

Schweiz.

1.

Sowie die Julirevolution selbst nur eine vorbereitende Bewegung war, so war auch ihre nächste Wirkung nur vorbereitend. Demungeachtet erstreckte diese sich weit; weiter im Gebiete des Volksgeistes als in dem des äußeren Völkerzustandes. Die Schweiz war es, welche ihrer zunächst theilhaftig wurde. Staunend sollte man fragen, wie die Schweiz, das ewige Freiheitsland, habe an einer zur Freiheit führenden Revolution Theil haben können. Und doch war dem so, denn — Fürsten hatten an der Verfassung der Schweiz im Jahre 1814 mitgearbeitet. Und wie hätten Fürsten einer Republik eine Verfassung geben sollen, die zu deren Gedeihen gedient

hätte? Die Verfassung, welche der Schweiz gegeben worden, war der geeignetste Boden für das Herrenthum, welches in der That auch schon so starke Keime getrieben hatte, daß das Volk allgemein über den Druck einer gewissen Herrschaft klagte.

In folgender Ansprache des Staatsschreibers Baumgartner an seine Landsleute schildert sich der unnatürliche Zustand der Schweiz:

„Seit einigen Jahren bestrebt sich eine Anzahl ausgezeichneter und vertrauenswürdiger Männer in der Schweiz, dem gesammten Vaterlande und den einzelnen Kantonen, auf die ewigen Grundlagen des Rechts der Freiheit und der bürgerlichen Gleichheit gestützt, neue und bessere Institutionen zu geben. Diese nämlichen Männer haben damit angefangen, die schweizerische Eidgenossenschaft von einem unnatürlichen Joche zu befreien, welches das Ausland in Folge mehrer Fürstenkriege und Monarchencongresse auch der Schweiz anzulegen versuchte, indem es uns theils in Hinsicht der Duldung von Fremden, theils in Bezug auf die Anwendung der Druckerpresse in Erzählungen über auswärtige Angelegenheiten diejenige völkerrechtliche Freiheit nicht zugestehen wollte, welche keinem Staate ohne Un-

recht entrissen werden kann. Die Kraft jener Männer aber entschied. Man ging von den Zwangsgesetzen ab und die Presse wurde frei. Sie wurde frei — durch die Bemühungen der nämlichen Patrioten, auch für innere Angelegenheiten, und ihnen verdanken die Bewohner der Schweiz die nähere Kenntniß sowohl über die Mittel zu fester Begründung ihrer Wohlfahrt, als die rechte Erwägung ihrer bürgerlichen Rechte. Nie hat es jedoch die Absicht jener edlen Männer sein können, Unordnung, Zwietracht und Anarchie zu befördern. Solche unselige Zerrüttung mußte aber erfolgen, wenn die Schweizer den selbstsüchtigen Einflüsterungen von Leuten sich hingeben wollten, denen selbst die volle bürgerliche Gleichheit nicht genügt, so lange sie im Feierkleide der Ordnung unter Euch wandelt. Hütet Euch ꝛc."

Die Schweiz war durch ihre 1814 erhaltene Verfassung nicht nur in eine Zerrissenheit gerathen, welche sie an den Untergang zu führen gedroht hätte, wäre die tausendjährige Periode des rings um die Schweiz her vorhandenen Herrscherthums nicht schon in ihrem Falle, ja nahe an ihrem Ende gewesen; sondern es war ihr auch eine bürgerliche Ungleichheit bereitet worden, welche die Grundlage der Republik untergraben mußte.

Die Familien des alten Adels begannen schon die Rollen zu spielen, welche der Adel der Monarchieen so lange gespielt hatte. Schon befanden sich fast alle Aemter der executiven Staatsgewalt in den Händen der Aristokraten, alle Offizierstellen bei dem in auswärtigen Staaten dienenden Schweizerregimentern, ja selbst die meisten Befehlshaberstellen bei der Landesmiliz hatten sie an sich zu bringen gewußt, und gewiß würde dieses Treiben noch weit gegangen sein, wäre es dem Volke, an Knechtschaft nicht gewöhnt, nicht zu bald unerträglich geworden.

Am lautesten gab sich der Wunsch einer Revision der Verfassung beim Landvolke kund, dessen Antheil am Staatswesen durch die vorgeschriebene schlechte Wahlart sehr zu Gunsten der Städte und der Aristokraten beschränkt war. Es war aber nicht bloß das, sondern Mancherlei der Klagen des Volkes werth, die die Partei des Adels auf jede mögliche Weise unhörbar und erfolglos zu machen sich bestrebte. Mit allen Kräften suchte auch diese Partei die Revision der Verfassung zu hintertreiben, und bei der Unterstützung der benachbarten Fürsten hätte sie leicht ihre Vortheile behaupten können, hätte nicht der von Paris ausgehende Revolutionssturm auch die Gebiete dieser Fürsten ergriffen.

Im letzten Drittheil des Septembers brach der Aufstand in Bern los. Umsonst erließ die Patricierregierung gewaltige Drohungen, umsonst zog sie zehn Milizcompagnien in die Stadt. Der Bürgerstand und die Landgemeinden bewaffneten sich und zwangen die adligen Familien, deren Vorrechte keineswegs auf einem Gesetz, sondern nur in ihrer Anmaßung beruheten, sich vor dem heiligen republikanischen Grundsatze der allgemeinen Gleichheit zu beugen. Es wurde vom Volke eine Commission zur Untersuchung der Uebelstände eingesetzt und die Revision der Verfassung, bei welcher man freilich den Einspruch der auswärtigen Fürsten zu fürchten hatte, welche aus der Schweiz lieber ein zweites Polen gemacht hätten, wurde versprochen.

Ebenso trat das Volk der Cantone Freiburg, Aargau, Solothurn, Waadt und Basel gewappnet für Recht und wahre Freiheit auf. Wie in Bern, trug es auch hier den Sieg davon. Die Regierungen der kleineren Cantons wagten es theils nicht Widerstand zu leisten, theils waren die Forderungen des Volks in ihren eignem Sinne. Allenthalben aber ging das Spiel der Aristokraten und Pfaffen zu Ende; doch blieben Letztere im Besitze mancher Mittel, durch welche sie sich für die Zukunft einen

überwiegenden Einfluß, eine Art von Herrschaft bereiten konnten.

Braunschweig.

2.

Der Blitzstrahl der Julirevolution konnte nicht verfehlen, auch die in Deutschland aufgehäuften Zundermassen in Brand zu setzen. Wir haben schon erzählt, wie die deutschen Fürsten auch selbst die wenigen Heller, die sie statt der versprochenen Goldstücke gegeben, dem Volke wieder aus der Hand zu spielen sich bemüht hatten. Der Unmuth des Volkes hatte sich mehr und mehr gesteigert und schon im Jahre 1829 waren in Deutschland Alle zu einem Aufstande des Volks gegen die Herren nöthigen Elemente vorhanden. Obschon von den Regierungen alles gethan war, die in der Idee der Freiheit und Volkshoheit Gleichgesinnten an einer Gesellung, Verbindung zu hindern, so hatte bei der fast ins Allgemeine gehenden Mißstimmung doch eine Art natürlicher Verbindung der Gleichgesinnten nicht verhindert werden können. Man wußte, daß die Menge sehr groß, welche zum Kampfe für die Freiheit bereit;

denn auf Tritt und Schritt begegnete man einem Mißvergnügten, Einem, der über die Wortbrüchigkeit und Anmaßung der Herrscher erbittert war und dem unnatürlichen, schmählichen Zustande des Volkes das Ende wünschte. Allein die Spionerie und die gerechte Furcht, aber auch die Gewohnheit der Furcht hinderten, sich zu erkennen zu geben. Obschon man daher wußte, daß die Menge der Unzufriedenen sehr groß war, so konnte man sie doch nicht übersehen, berechnen. So fehlte denn die Zuversicht auf den Sieg. Es herrschte ein Gefühl der Ungewißheit, welches die zu einem glücklichen Aufstande nöthige Entschlossenheit verhinderte.

Als nun im Jahre 1830 die Julirevolution ihren Signaldonner durch die Welt sendete, durfte man wohl fest überzeugt sein, daß er in Deutschland gehört und sein Gegensignal erhalten werde; aber man konnte doch auch nicht erwarten, daß seine Wirkung über die Gesammtheit des deutschen Volkes und Landes hinreichen werde. Dazu gehörte aber, daß das unzufriedene deutsche Volk seine Kräfte, sich selbst, kannte.

So kam es nur zum Aufstande einzelner Volksstämme und zwar derjenigen, welche sich am rein-

lichsten und schmählichsten betrogen und entwürdigt sahen.

Wirklich vorbereitet und daher am frühesten vorhanden war der Aufstand in Braunschweig. Von nichtswürdigen Erziehern zu einem nichtswürdigen menschlichen Wesen erzogen und in Wien von dem diabolischen Staatskanzler Fürsten von Metternich mit dem Wahne, daß ein Fürst ein Gott sei, erfüllt, hatte im letzten Jahrzehend der Herzog Karl die Regierung seiner ihn nach dem alten Rechte des Herrnthums zugefallenen sogenannten Erblande angetreten. Er war fast noch ein Jüngling; aber bereits übersättigt von dem Sündenkelche eines bestialischen Jugendlebens, hafteten schon die Laster des Alters an ihm. Nichtswürdig als Mensch, war er auch nichtswürdig als Fürst, und während er sich im Bette der Huren zum Vieh herabwürdigte, hob er sich mit wahrhaftem Tollhäuslerstolz von der Höhe des Fürstenstuhls zu dem Throne eines allmächtigen aber tollen Gottes empor, als welcher er nicht bloß den Grimm der Freunde der Volksfreiheit, sondern auch den des Adels und der Geistlichkeit gegen sich entflammte.

Bald verließen den nichtswürdigen Fürsten diejenigen Personen, welche zur Entsittlichung desselben beigetragen hatten und von seiner Erkenntniß seiner Schlechtigkeit für sich Gefahr fürchteten. Dieses Selbstbewußtsein seiner Schlechtigkeit besaß der Herzog. Darum aber wurde er um kein Haar besser. So verließen ihn nun auch die edlen Männer, welche vermittelnd dem Volke die scheußliche Regierung dieses Monarchen erträglich gemacht hatten.

Da der Herzog von allen Classen der Staatsgesellschaft, und nur von der der Verbrecher und Schurken nicht gehaßt und verachtet war, so war es ihm auch nur möglich, die vacanten Stellen mit Verbrechern und Schurken zu besetzen. So wurden nun Leute, wie der berüchtigte Advocat Fricke, der nicht minder übel berüchtigte Wit, (als Schriftsteller Dörring genannt), der früher seiner Würde entsetzte Professor Schütz, der nachmals steckbrieflich verfolgte Legationsrath Klindworth, der Hofnarr Bitter u. A. in die vacanten Stellen eingesetzt. Was ein solcher Fürst mit solchen Räthen dem Volke zufügte, das läßt sich ermessen. Aber nicht bloß, daß durch eine solche Regierung dem Volke schweres Uebel zugefügt wurde, nein, es wurde auch auf die scheußlichste Weise entwürdigt, geschändet, und das empfand

Gott sei Dank, die ganze Bevölkerung von Braunschweig, ja, von ganz Deutschland, denn trotz der tausendjährigen Knechtschaft war die Zahl der Männer, welche Ehrgefühl besaßen, noch so sehr überwiegend, daß man, ohne überspannter Meinung beschuldigt werden zu können, das ganze Volk ein Ehrenvolk nennen konnte. O, daß man dieses Volkes Fürsten einen Ehrenstand hätte nennen können! Welch schöne Harmonie würde das gewesen sein. Aber wie sollte dies möglich sein? Wo wäre es möglich gewesen, daß die rechtslose, ertrogene Function des Herrschers mit dem Sittengesetz, mit der menschlichen Tugend in Verein traten?

Aber auch die nichtswürdigen Räthe, mit denen der Herzog sich umgeben hatte, konnten selbst ohne den Einspruch des Volkes, welches die tiefe Kränkung noch immer in seinem Herzen verbarg, nicht lange in ihren Stellen dauern. Dieß hinderten die Geldgier und das Mißtrauen, womit der Herzog gegen Jedermann, selbst gegen seine wahrhaftesten Wohlthäter erfüllt war.

Jene genannten Männer mußten mit Schuld und Schmach beladen, aber nur von des Herzogs Mißtrauen und Geldwuth bekämpft, ihre Aemter verlassen. Aber durch bessere Männer wurden sie

nicht erſetzt, und wo hätte ſich der Ehrenmann finden laſſen, der ſich mit der Schmach des herzoglichen Dienſtes hätte beladen mögen? Denn wirklich hielt man den braunſchweigſchen Staatsdienſt jetzt für eine Schande, und Niemand, außer faulen, ſchlechten Creaturen, mochte ſich auf denſelben einlaſſen.

Dieſem Staatsweſen wurde die Krone aufgeſetzt durch Proceſſe zwiſchen dem Herzog und einigen ſeiner Huren und anderen Perſonen, die an den Schanddirnen Intereſſe nahmen; ferner durch Proceſſe zwiſchen dem Herzog und ſeinem Vormund, dem König von England und anderen Perſonen, welche theils durch die Habſucht, theils durch andere ſchlechte Eigenſchaften es Fürſten verletzt waren; beſonders aber auch durch Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog und einigen Edelleuten, welche auf Duelle hinausliefen.

Bei all dieſen Angelegenheiten ſchöpfte der Herzog mit ſeinen jedesmaligen vertrauten Räthen ohne Bedenken aus dem Topfe der ſchwärzeſten Schande. Dieſe Proceſſe wurden vom Herzog ſelbſt zur Oeffentlichkeit getrieben, und es ſchien, als ſuche dieſer verächtliche Menſch einen Ruhm darin, ſeine Schande als das Vorrecht einer heiligen unantaſtbaren fürſtlichen Perſon hinzuſtellen. Die Schriftſtellerei war dabei das vornehmſte Mittel. Anfangs hatten ſich

genug bereitwillige Federn für den Herzog gefunden, da man den Sachen nicht genau auf den Grund sehen konnte und des Herzogs Undank und Treulosigkeit sich noch nicht so klar gezeigt hatten. Aber bald mußte der Herzog seine Schriftsteller in den Gefängnissen suchen. Ja, und dies that er. Ein Verbrecher, welcher zum Strange verurtheilt war, und statt des Stranges jetzt zwanzigjährige Zuchthausstrafe litt, wurde zu des Herzogs Vertrauten gemacht und durch das Versprechen der Begnadigung und großer Wohlthaten bewogen, seine Feder für die landesväterlichen sauberen Angelegenheiten in Bewegung zu setzen.

Während so die Regierung und der Hof ein Nest der schlechtesten und verworfensten Menschen bildete, wurden die braven Männer, welche bis jetzt in dem Staatsdienste verblieben waren und ihren Abscheu vor jenem Treiben irgendwie bemerkbar machten, auf das schändlichste verfolgt. Die Rachsucht des Herzogs war unerschöpflich und desto fürchterlicher, da der schlechte Mensch sich mit frecher Stirn die Gewalt des unbeschränktesten Herrschers anmaßte.

Mit dieser Gewalt verweigerte er jegliche Rechte des Volkes, vornämlich aber der Ständeversammlung die Anerkennung, und erhob gegen diese einen

Prozeß, der ebenfalls auf der einen Seite zu einem Scandale wurde. Mit dieser Gewalt verkaufte er ferner eigenmächtig Domainen, zog Aemter und Theile von Amtsgehalten ein, ließ unziemliche Gebote und Verbote ergehen, falsche Staatspapiere in Umlauf setzen, zerstörte das Urtelsrecht der höchsten richterlichen Landesbehörde, nämlich des Oberlandesgerichts zu Wolfenbüttel, verkaufte zu seinem Gunsten fremdes Eigenthum, z. B. die Ländertien und Gerechtsame einiger Stifter, hob Pensionen, Wartegelder und Witwengehalte zu Gunsten seines Privatschatzes auf, hob im Interesse seiner Rachsucht alle Sicherheit der Person und jedes Recht des Einzelnen auf, zerstörte Handel und Gewerbe durch seine Geldsucht und versetzte somit Braunschweig nicht bloß in Rechtslosigkeit und Schmach, sondern auch in Armuth und Noth.

Das that ein Fürst, das mußten Hunderttausende von einem Einzelnen leiden, weil er ein Fürst war, das mußten sie leiden, weil Deutschland keine Republik und das Recht des Bürgers, des Volkes, zweifelhaft war.

Aber daß das Volk solche Schmach nicht lange dulden werde, deß konnte man wohl überzeugt sein.

Der Herzog von Braunschweig befand sich eben in Paris, als die schlechte Regierung Karls X. von Frankreich dasjenige Schicksal erlitt, welches wir unter dem Titel: „die Julirevolution" beschrieben haben. Von Schrecken ergriffen, floh der Herzog das Land, in welchem man Fürstenwillkür und das Walten schandhafter Leute aus dem Bereiche des Thrones herab nicht dulden mochte. Er eilte nach Braunschweig. Wohl hatte er Karl X. als sein Ebenbild erkannt, aber daß auch er einem gleichen Schicksal verfallen könne, war dem Thoren nicht denkbar. Daher dachte er nicht nur nicht daran, sein schandhaftes Regierungswesen mit einem Besseren zu vertauschen, sondern er trieb es sogar noch weiter; vermehrte dagegen seine Waffenmacht, und bauete mit solchem Vertrauen auf diese, daß er mit Hohn darum von seinem Namensvetter, dem König von Frankreich, sprach, daß derselbe nicht mit seinen Truppen das rebellische Volk in Stücke und Trümmern gehauen.

Verdächtige Aeußerungen des Herzogs, der schlechte Empfang einer Deputation, welche verschiedene, nur zu gerechte Bitten vorlegte, die Verstärkung der Wachtposten und Truppen, Aufstellung von 16 Kanonen auf einem freien Platze in Braunschweig und

die Vertheilung ſcharfer Patronen, brachten endlich die lang verhaltene Wuth des Volkes zum Ausbruch.

Es war am 6. Sept. des Abends, als ſich dichte Volksmaſſen auf einem Kirchhofe bei Braunſchweig verſammelten. Da wurde verabredet, wie man ſich auf das Höchſte verſtärken könne.

Durch die Zuſchauer im Theater, meinten einige. Dieſer Rath war gut, aber er war nicht neu, denn vor das Theater zur Zeit des Schluſſes zu ziehen, lag bereits im Plane einiger von dem verſammelten Haufen. Aber dieſe verfolgten nicht bloß den Zweck, die Zuſchauer des Schauſpiels an ſich zu ziehen, ſondern den Herzog gefangen zu nehmen oder gar zu ermorden. Der Herzog befand ſich im Theater.

Zur rechten Zeit traten die Haufen ihren Marſch an. Vor dem Schauſpielhauſe beſetzten ſie die Thüre, aus welcher ſich der Herzog zu entfernen pflegte. Da ſtand auch die herzogliche Equipage. Kaum möglich ſchien es, daß der Herzog entwiſche; aber wie es gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, verfehlte man in der Uebereilung, Haſt und der Sorge um die eigne Sicherheit das rechte Ziel. Man faßte den Begleiter des Herzogs; der Herzog ſelbſt aber entkam auf ſein Schloß und eilte vor-

läufig weiter nichts als einen Steinhagel der zu spät enttäuschten Verfolger.

Das Schloß wurde auf allen Seiten geschlossen. Dem Volke blieb weiter nichts übrig, als dem tollen Landesvater ein Lied der kindlichen Liebe vorzusingen, was natürlich von den herzhaftesten und drohendsten Ausdrücken strotzte.

Während nun das Volk nach einigen verhaßten öffentlichen Häusern zog und vor ihnen seinen Groll ein wenig kühlte, ließ der Herzog seine Truppen mit scharf geladenen Kanonen vor das Schloß rücken. Das Volk versammelte sich vor den Truppen. „Es lebe der Herzog Wilhelm, wir wollen Landstände und keine Willkürherrschaft!“ rief es mit tausendfältiger Donnerstimme.

Da gab der Herzog Befehl, die Kanonen ihre Kartätschen ausspeien zu lassen. Aber der General Herzberg weigerte sich diesen Befehl auszuführen, und das Volk, obschon es sich ein wenig zurückzog, behielt eine drohende Stellung inne.

Während dessen wurde der Herzog vom Magistrate bestürmt, zu gestatten, daß die Bürgerschaft sich bewaffne. Das war die erste Falle, in die ungebührliche Fürsten vom tobenden Volke gewöhnlich gezogen werden und die der Herzog gar nicht bedacht

haben mochte, als er Karl X. von Frankreich um seiner Niederlage willen verhöhnte. Der Herzog hätte lieber sonst etwas gestatten mögen als die Bewaffnung der Bürgerschaft. Aber wie konnte er sie denn hindern? und war es nicht noch immer ungefährlicher sie zu gestatten und also doch gewissermaßen noch Herr dieser Waffenmacht zu bleiben, als sie durch des Volkes Eigenwillen entstehen zu lassen und dann in entschieden feindlichem Verhältniß mit ihr zu stehen? Der Herzog gestattete also die Bewaffnung der Bürger. Aber sein Mißtrauen gegen diese Macht bewog ihn, sich sogleich 35 Centner Pulver zur Verfügung stellen zu lassen. Die Bürger, im Besitze von Waffen, konnten jetzt mit mehr Kraft die Vertheidigungsvorbereitungen des Herzogs behindern. Zuerst erwirkten sie es, daß die gefährliche Pulvermasse aus der Stadt gebracht wurde, dann erzwangen sie den Befehl zur Zurückziehung der Kanonen.

Der Herzog sah seine Macht schwächer werden und die der Feinde sich verstärken. Schon wurde er ängstlich und bot dem aufständischen Haufen (unter dem Namen der Armen der Stadt) 5000 Thaler, wenn er sich beruhigen und zur Ordnung zurückkehren wollte.

Allein wie dringend sich auch die Verhältnisse gestalteten, mochte der herrschwüthige Monarch doch auf das Verlangen, die vom Bundestage versprochenen und verordneten Landstände einzuführen, nicht eingehen, und wiederholte Drohungen, die allerdings im Munde eines Verrückten nicht unbegreiflich waren.

Die Wuth des Volkes steigerte sich durch diese Drohungen, und der Magistrat förderte eher den gerechten Entschluß des Volkes zum Kampfe, als daß er ihn gehindert hätte. Es war ja der Ausgang des Kampfes fast gar nicht zweifelhaft, denn das Offizierscorps war dem Herzog, der alle Stände verletzt hatte, nicht minder abgeneigt als die Bürgerschaft, und der gemeine Soldat nicht minder als der Pöbel.

Am 7. September marschirte die Besatzungsverstärkung wieder von dem Schlosse auf, mit ihr zugleich aber Tausende von Menschen. Vor den Augen der Truppen wurde im Schloßhofgitter der Namenszug des Herzogs zertrümmert. Alsbald ordneten sich die Volkshaufen und begannen einen heldenmüthigen Angriff des Schlosses von der rechten und der Hinterseite. Thor und Fenster wurden aufgesprengt, eingedrungen, die Aktenmassen der herzoglichen Kanzlei

waren die geeignete Materie, das Haus des Tyrannen in Brand zu setzen. Bald schlug die Lohe hoch zum Himmel auf. Die Truppen standen unthätig und ließen geschehen, was das Volk that. Das ist der Fluch der Tyrannen, daß sie keinen Freund haben. Ingrimmig sah der Herzog die Unthätigkeit der Truppen an. Aber er wagte es nicht einmal, ihnen den Befehl zum Feuern zu geben. Bald konnte er an nichts weiter denken als an die Flucht. Die Verhöhnung Karls X. höhnte den Herzog furchtbar. Er flüchtete und entkam glücklich. Sein brennendes Schloß erleuchtete den Weg seiner Flucht, und hinter ihm wurden aus dem zusammenstürzenden Hause seiner Geburt die gräßlichsten Nachweise seiner unerhörten Nichtswürdigkeit gerettet und an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht.

Tod wurde Dem geschworen, der löschen oder sonst wie das Schloß am Untergange zu hindern suchen würde.

„Das Höllennest soll weggefegt werden vom Erdboden! Rettet die Bürgerhäuser, aber nicht dieses Nest," hörte man die Haufen rufen.

Die Truppen zogen sich nun in die Kasernen zurück und sahen dem Schauspiele heitern Sinnes zu. Das Schloß brannte bis auf einen kleinen

Rest des anderen Flügels nieder. Wohin der Herzog geflüchtet, wußte Niemand, und Niemand fragte danach.

Die verständigsten Männer, unter deren Leitung diese Revolution vor sich gegangen, vereinigten sich nun, um den glücklichen Erfolg zu sichern. Das schändliche fürstliche Treiben, welches man anzusehen und zu erleiden genöthigt gewesen und gegen dergleichen doch eigentlich nie eine vollkommene Bürgschaft gewonnen werden konnte, hieß manchem seinen Gedanken an die Republik hängen. Allein man hatte zu berücksichtigen, daß das kleine Braunschweig rings von monarchischen Staaten umgeben war, und daß in diesen Monarchieen ein Umsturz der Verfassung nicht in nächster Aussicht, und daß deshalb vorzüglich auch der Bundestag noch in voller Kraft stand.

Aus diesen Rücksichten sah man sich veranlaßt, nicht auf mehr hinzuwirken, als den vertriebenen Herzog an der Rückkehr auf seinen Fürstenstuhl zu hindern, und dies konnte durch nichts gewisser bewirkt werden, als durch Proclamirung des Herzogs Wilhelm, eines Bruders des vertriebenen Fürsten, aber als gut und brav bekannten Mannes.

Man sendete eine Gesandschaft an ihn, und er kam sehr bald in Braunschweig an, wo er sogleich

Anſtalt machte, eine Ständeverſammlung zu berufen und den Anforderungen des Volkes, ſoweit ſeine Kraft reichte, Genüge zu leiſten.

Während deſſen hatte ſich der Herzog Karl nach London geflüchtet und hoffte durch Vermittelung des Königs von England, den er durch ſeine Miethſchriftſteller ſo oft hatte entwürdigen laſſen, ſein Ziel zu erreichen. Allein der engliſche Hof behandelte ihn mit derjenigen Verachtung, die einem Menſchen von ſolcher Art gebührt.

Der Herzog begab ſich daher zurück nach Deutſchland, um durch Erregung einer Contrerevolution in Braunſchweig das zu erlangen, wofür ihm die engliſche Vermittelung nicht zu Theil geworden war. Er ſendete eine Menge Agenten in das Herzogthum. Allein, wie gern auch die arme Bevölkerung des Harzes und anderer Gegenden Geld annahm und Verſprechungen hörte, ſo war doch der flüchtige Herzog als Tyrann, Geizhalz und Wortbrüchiger viel zu bekannt und verhaßt, als daß ſie ſich ihm ſo hätte hingeben mögen, daß er bei geſundem Verſtande einen glücklichen Ausgang ſeines Unternehmens hätte hoffen können.

Gleichwohl erſchien er ſelbſt an der braunſchweigiſchen Grenze, um die Contrerevolution zu leiten.

Wohl sammelten sich einige Hunderte vom Bettlern um ihn, von denen auch wohl mancher Kraft und Geschick genug besaß, mit seinem Knittel oder seiner Flinte dem Feinde Schaden zu thun. Allein diese ganze Macht war doch nicht einmal so groß, um einem einzigen Bataillone regulairen Militairs Widerstand zu leisten. Die Jägercompagnie des Hauptmann Berner machte, ohne eine große Waffenthat auszuüben, daß die ganze Rotte auseinander lief und der Herzog schnell die gefährliche Schwelle seines Herzogthums wieder verließ.

Der Muth zu neuen ähnlichen Unternehmungen wurde ihm endlich durch den Erlaß des Bundestags genommen, durch welchen dem Herzog Wilhelm das Recht der Regierung im Herzogthum Braunschweig zu-, dem Herzog Karl dagegen abgesprochen wurde.

So war ein Tyrann vom Volke gestürzt worden. Nun schien diese Revolution zwar kein wesentlicher Theil der großen allgemeinen Revolution zu sein, welche wir beschreiben. Doch war dem so; und war sie auch nicht sichtlich von dem durch das Zeitalter herbeigebrachten Drang zur Freiheit erregt, so wirkte sie doch mächtig auf die große Revolution, indem sie nicht bloß die Macht des Volkes zeigte, sondern

abzuhelfen suchte, Tausende von Arbeitern Hunger leiden.

Die Klagen des Volkes verstummten unter der Gewalt der Censur, und Deputationen an den Fürsten zu senden wagte man nicht, oder die Deputationen wurden zurückgewiesen.

Aber auch das verfassungsmäßige Klageorgan — wenn die damaligen Landstände so genannt werden dürfen — durfte sich nicht laut machen, und seine Bitte um Darlegung des Staatshaushaltes, wurde vom Throne sehr ungnädig abgewiesen.

Da kam die Zeit der Julirevolution, welche allen Völkern das Signal gab, die Zopfgesetze zu zertreten und mit ihrer Faust zu schaffen, was ihnen gebührte und paßte.

Leipzig war es, welches hier die Nachahmung der Julirevolution im Anfang des Septembers begann. Das Volk sammelte sich in dichten Haufen, die Polizei verkroch sich, und die schnell herbeigezogenen Truppen konnten nicht wagen, sich mit dem aufständischen Volke zu messen. Die erste Veranlassung war die von dem herrschenden Clerus aus-

gehende Beschränkung der an dem Gedenktage der augsburgischen Confession stattfindenden Festlichkeit.

Am 2. September zogen die Volkshaufen vor das Gefängnißgebäude hinter dem Rathhause und befreiten einige Personen, die politischer Vergehen halber eingekerkert waren. Dann rückten sie vor die Häuser einiger verhaßten Beamteten. Da übten sie ihr improvisirtes Strafrecht aus, schworen dann dem Maschinenwesen den Tod, welches so viele Menschen brodlos machte, griffen statt der hölzernen Maschinen aber lieber die scandalösen Liebestempel an, welche sich in dem sogenannten Klitschergäßchen befanden. Zerstörten da mehre derselben, mit besonderer Wuth aber den der jetzigen Frau Advocat Loth damals gehörigen, und zogen, nachdem sie dieses madam-schneiderische Höllennest so rein ausgefegt, daß von den verbuhlten Hühnern nicht eine darin geblieben, nach Erkels Garten, wo dieser leipziger Revolution der politische Stempel dadurch aufgedrückt wurde, daß man die Büste des vorigen Königs zertrümmerte.

Das war am 5. September geschehen. Die Kunde von diesen leipziger Ereignissen konnte nicht verfehlen, die Dresdner an die Staatsmängel, die Anforderungen der Zeit und die gute Heldenkraft ihrer

Arme zu erinnern. Man wartete noch den Abmarsch einiger Truppen nach Leipzig ab und begann dann den zweiten Act des sächsischen Revolutionsschauspiels.

Damit das Militär an seinen etwaigen Operationen gehindert werde, wurde zunächst die Gasbeleuchtung der Stadt zerstört. Dann erstürmten die tobenden Volkshaufen das Rathhaus und übergaben die Acten, welche vielleicht so Manchem schlaflose Nächte und schwere Träume machten, dem Feuer. Zur selben Zeit wurde Gleiches im Polizeihause gethan. Durch alle Straßen tönte der Ruf nach einer Constitution, nach Aufhebung der unerträglichen Last der Steuern, von deren Anwendung der Thron nicht einmal Rechenschaft ablegen wollte, und einigen Ministern wurde der Tod mit so donnernder Stimme geschworen, daß sie nichts eiliger zu thun wußten, als um ihre Entlassung einzukommen. Das Schloß wurde dicht umlagert und Deputation auf Deputation drängte sich vor den alten König, der seinem Leben, geschweige seinem monarchischen Heile, kaum mehr Rath wußte. Er hatte große Sünden begangen, ungeheure Summen an die katholische Geistlichkeit, die sich ihn an die matte Seele gesetzt hatte gleich einer Schaar von Blutegeln, verschleudert,

und dies konnte ihm das Volk desto weniger vergeben, jemehr es unter der Steuerlast gelitten. Darum nahm es jetzt auch wenig Rücksicht auf die Alterschwäche des Monarchen und bestürmte ihn so drohend als möglich.

Während dies geschah, bildete sich die Bürgergarde, und die Truppen mußten die Stadt verlassen. Obschon durch die Communalgarde die Ordnung wieder hergestellt wurde, so gewann das Volk durch sie doch eine noch gebieterischere Stellung, und die Anforderungen wurden so nachdrücklich gemacht, daß der lebensunkräftige Monarch gern gewähren mochte, was man forderte. Allein die Tücke des Einflusses der katholischen Priesterschaft erwägend, forderte das Volk kräftigere Bürgschaft, als der altersschwache König in sich selbst trug und gewähren konnte. Daher war er gezwungen, seinen Neffen, den Prinzen Friedrich August, einen sittenreinen und beliebten dreiunddreißigjährigen Mann zum Mitregenten anzunehmen. Und durch diesen erhielt das Volk nun eine Constitution, die zwar dem mit freien Institutionen noch ganz unbekannten Volke genügte, aber schon bei ihrer Geburt altersschwach war, indem sie die Elemente des Untergangs in sich trug. Es wurde durch dieselbe den Ständen eine berathende und

etwas kräftigere Stimme zuerkannt, als die der früheren Landtage gewesen, aber doch keine entscheidende Stimme, indem sie den Thron im Besitze eines unbedingten veto ließ und die Stabilität des Ministeriums nicht aufhob. Doch gewährte die Constitution Oeffentlichkeit des Staatshaushalts, den protestantischen Rechten größere Sicherheit und setzte der Willkür des Beamtenthums einen Damm. Ungekürzt aber ließ sie die verhaßten Feudalrechte, doch gewährte sie zur Untergrabung derselben der Presse größere Freiheit, als sie bisher besessen, und erkannte die Bürgerwehr als eine gesetzliche Macht an, sicherte sich also vor einem anderen Untergange als dem durch Einführung einer besseren Constitution.

Die sächsische Revolution war nicht bloß auf die beiden Städte Dresden und Leipzig beschränkt. Allenthalben in dem kleinen Lande traten die seit langen Zeiten aufgehäuften Brennstoffe in lichte Flamme. Doch unterschieden sich die Bewegungen in den kleinen Städten und Dörfern wesentlich von denen in Leipzig und Dresden dadurch, daß sie viel weniger politischer Natur waren, insbesondere dem Drucke entgegentraten, der unmittelbar von der Person empfunden wurde. In einigen Werberdörfern wurden

die Gerichtspersonen, in andern die Gutsbesitzer, in einigen kleinen Städten die Magistrate, in andern karge Fabrikherren gepackt. Sowie bei allen Revolutionen wurde auch hier die Gelegenheit benutzt, um den oder jenen mit der eigentlichen Tendenz der Revolution gar nicht verwandten Zweck zu erreichen.

4.

Kurhessen.

Nicht weniger Stoff zu einer Revolution war in dem Kurfürstenthum Hessen vorhanden. Hier waren es nicht sowohl die in der Geschichte begründeten alten Uebelstände, welche zur Revolution drängten als die Sittenlosigkeit des Hofs. Doch auch jener Uebelstände waren genug vorhanden. Durch Steuern waren die Bewohner fürchterlich bedrückt, das Zollwesen drückte nicht weniger fürchterlich, die Landstände waren Puppen, die der Fürst herbei- und forttanzen ließ zu seiner Belustigung, die Staatskasse war die Chatouille des Fürsten; da aber die Chatouille dem Fürsten gehörte und die Staatscasse

ſich in dieſer Chatoulle befand, ſo war das Volk ſo arm als der Fürſt reich. Das alles aber hätte trotz dem Licht des Jahrhunderts das an blinden Gehorſam gewöhnte Heſſenvölkchen in ſeiner Treue nicht wankend gemacht, wenn nicht die unkeuſche Lebensweiſe der Enkel der heiligen Eliſabeth auch die lockerſten Begriffe von Sittlichkeit verletzt hätte. Und deſto empfindlicher wurde dieſe Sittenloſigkeit, da ſich der Fürſt in ſeiner Anmaßung kein Gewiſſen daraus machte, die Staatsgelder in den Schooß ſeiner Buhldirnen zu werfen, durch welche ſie ausſchließlich dem Auslande zu Theil wurden. Die Gräfin von Reichenbach war die verhaßteſte jener Liebedienerinnen, und ſie hatte mit ihrer Buhlkunſt Millionen aus der Caſſe des Volkes durch den Fürſten an ſich gezogen und in das Ausland geſchleppt.

Wie politiſch unreif auch das Heſſenvolk gegen die übrigen bei der großen Revolution betheiligten Völker ſein mochte, ſo war es doch nicht todt genug dazu, um den gegenwärtigen Augenblick nicht zu einem Aufſtande zu nützen.

Am 6. September rottete sich der Pöbel in der Stadt zusammen, um seine niedrigen Bedürfnisse zu befriedigen. Da man überall rebellirte, so, glaubte er, dürfe es sich doch auch einmal einen guten Genuß verschaffen, was natürlich nur durch eine Rebellion geschehen konnte. Da ging es natürlich nur den unschuldigen Bäcker-, Fleischer-, Schnaps- und Bierläden traurig; auf einen anderen Schauplatz verwies die Politik des Pöbels den Kampf nicht.

Aber diese Unruhe gab dem gebildeteren Theile des Volkes die beste Gelegenheit, seine Anforderungen zu machen. Einige Tage nach dem Pöbelaufstande war der Kurfürst aus dem Auslande zurückgekehrt. Eine Deputation, welche die Einberufung der Stände und die Vorlegung einer neuen Staatsverfassung forderte, wurde vom Fürsten abgewiesen. Man wendete sich nun mit der nöthigen Forderung an das Ministerium, und dies vermittelte wenigstens das, daß der Kurfürst eine zweite Deputation vorließ und, Angesichts der drohenden Stellung des Volks, den Beschwerden schnell und gänzlich abzuhelfen versprach.

Die Verhältnisse drängten. Der Kurfürst konnte nicht wagen, seinen Versprechen untreu zu werden oder die Erfüllung verzögern zu wollen.

So erschien denn bald der Erlaß, durch welchen der Landtag für den 16. October berufen wurde.

Unterdessen aber war eine Menge bitterer Beschwerden aus allen Theilen des kleinen Landes eingegangen und hatte die Mißstimmung des Volkes immer mehr erregt, denn je kleinmüthiger der Fürst sich zeigte, desto kühner wurde das Volk. Da wurden die Staatsgelder bis auf den Groschen berechnet, welche von der fürstlichen Familie an Buhldirnen verschleudert worden waren, da wurde die Schwere der Gehalte sehr genau erwogen, welche die dem fürstlichen Hause entsprossenen unehelichen Kinder für Nichtsthun erhielten, und dies, was man sonst kaum in Gedanken zu thun gewagt hatte, wurde mit solcher Oeffentlichkeit gethan, daß dem Kurfürsten wohl dabei die Nerven ein wenig ins Zittern gerathen mochten, desto mehr, da es bei so unruhiger Zeit nicht gewagt werden konnte, mit strengen Maßregeln der Sprechfreiheit des Volkes entgegen zu treten.

Nur mit Mühe wurde der Kurfürst überredet, militärische Vorkehrungen zu treffen. Der Mann besaß in der That eine sehr gesunde Vernunft. Er wollte das Volk sich über seine Sünden austoben lassen und es durch Beweise des Vertrauens von den schlimmsten Thätlichkeiten abhalten. Sein Plan

würde ihm gelungen sein. Als nun aber die militärische Besatzung der Stadt verstärkt und ihr mehre Posten angewiesen worden, so entstanden natürlich gleich Reibungen, die einen blutigen Ausbruch der Revolution herbeigezogen haben würden, hätte sich nicht zugleich eine Bürgergarde organisirt und die Thätigkeit der Linientruppen beschränkt.

Während in Kassel so die Revolution niedergehalten wurde, brach sie in anderen Städten, namentlich an der Grenze, in Folge einer vom Kurfürsten zurückgewiesenen Deputation aus. Da wurden die Zollhäuser erstürmt, die militärischen Besatzungen vertrieben, die Magistrate abgesetzt und neue gewählt, die Gerichtshäuser in Brand gesteckt hochfahrende Feudalherren mit Knitteln auf bessere Mores hingewiesen, Bürgergarden gebildet und die Truppen, wo sie nicht in großen Massen sich befanden und ernstlichen Widerstand leisteten, geschlagen.

Während es auf dem Lande so herging, eröffnete der berufene Landtag in der fürstlichen Residenz seine Sitzungen.

Bei dieſer Gelegenheit beging der Kurfürſt die Unvorſichtigkeit, dem Militär einen gewiſſen Vorzug vor der Bürgerwehr zuzugeſtehen, und dies reichte hin, die ganze Stadt in die wildeſte Bewegung zu bringen. Der Fürſt mußte ſeinen Befehl zurücknehmen und den Stadtcommandanten, einen anmaßenden, verhaßten Ariſtokraten, ſeines Dienſtes entlaſſen.

Doch wurde dadurch keineswegs die gefährliche Stimmung des Volkes beſeitigt, und der ängſtliche oder vernünftige Fürſt fühlte ſich deshalb bewogen, nicht bloß eine allgemeine Amneſtie zu erlaſſen, ſondern auch alle Schulden des Staates auf das Conto ſeiner Perſon zu nehmen. Gewiß, das zeigte, daß der Mann eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Fürſtenregel machte. Er hatte Gefühl, Gewiſſen und war nicht hartnäckig in der fürſtlichen Eigenſucht. Zugleich gab er die Erklärung, daß er die Schöpfung einer neuen Verfaſſung ganz den zum Landtag geſendeten Abgeordneten des Volkes überlaſſen wolle. Solches Vertrauen bei Fürſten iſt eine merkwürdige Seltenheit.

Durch ſolche fürſtliche Opfer ließ ſich freilich das Volk gern befriedigt finden. Aber bald verbreitete

ſich das Gerücht, daß die Maitreſſe des Fürſten, die Gräfin von Reichenbach, nach Kaſſel komme. Dadurch gewannen die Opfer des Fürſten das Anſehen, als ob ſie jener Buhlerin halber dargebracht worden.

Das erbitterte aufs Neue das Volk, und es erlaubte ſich wieder, durch kühne Deputationen ſehr kräftige Worte zum ſogenannten Landesvater zu ſprechen. Der Beſcheid genügte.

Auf dem Lande, wo die Revolution, eben ſo wie im Königreiche Sachſen, viel weniger politiſcher Art war als in der Reſidenz, währten die thätlichen Reibungen zwiſchen dem Volk und der geſetzlichen Macht fort, und während derſelben arbeitete der Landtag unbeirrt und rüſtig an der Schöpfung einer neuen Verfaſſung. Dieſe, die freiſinnigſte von allen Verfaſſungen in Deutſchland, wurde bald vollendet. Der bekannte Profeſſor Sylveſter Jordan war ihr vornehmſter Autor. Aber wie ſehr auch, und mit Recht, geprieſen, ſo ſchützte in der Folge dieſe Verfaſſung doch nicht gegen die Willkür des Fürſten und gewiſſenloſer Staatsdiener. Davon überzeugte ſich am bitterſten Sylveſter Jordan ſelbſt. Ja, in Heſſen ſtellte es ſich heraus, daß eine ſogenannte Conſtitution keineswegs die Kraft beſitze, die viel

beklagten Uebel der Staatsgesellschaft zu beseitigen. Man mußte es erkennen, daß das Grundübel das Vorhandensein eines Herrschers war, und daß alle jene Uebel nicht eher, oder nur scheinbar beseitigt seien, so lange das Grundübel bestehe. Von dieser Erkenntniß kam es her, daß man mehr in Hessen als in andern deutschen Staaten, mit Ausnahme Badens, die Republik schätzen lernte.

5.

Altenburg.

In ähnlicher Weise wie in jenen deutschen Landen brach auch im Herzogthume Sachsen-Altenburg der Aufruhr los. Zunächst wendeten sich die erbitterten Volksmassen gegen die Häuser verhaßter Beamteten. Dann machten sie auch Anstalt das Schloß anzugreifen.

Der greise Herzog erkannte die Gefahr, denn die vorhandene Militärmacht war keineswegs hinreichend, um der drohenden Gefahr mit Trotz zu begegnen. So blieb dem Fürsten nichts weiter übrig, als die Beschwerden der Altenburger, die sich vorzüglich gegen

die überspannte Steuerlast richteten, anzuhören und Abhilfe zu versprechen.

Das that er am 14. September: und die Revolution war hier beendet.

6.

Großherzogthum Hessen.

Beinahe über Dasselbe, über was die Hessen im Kurfürstenthum klagten, hatten auch die im Großherzogthum zu klagen. Auch hier war der Steuerdruck arg und das Zollwesen der Nachbarstaaten unerträglich, die Verschwendung beim Soldatenwesen aber ganz empörend. Die vorhandene Constitution setzte der Willkühr des Ministeriums einen Damm; allein unter der Decke der Geheimheit, welche zu bewahren allen Staatsbeamteten auf das Strengste anbefohlen war, geschah doch Vieles, was das Volk, welches in seinem großen Elend jede Härte desto tiefer empfinden mußte, empörte und auf endliche Selbsthilfe hinwies. Diese schien desto mehr das einzige dem Volke übrig bleibende zu sein, da die beiden Ständekammern — ein Beweis gegen das

Zweikammersyſtem — in einer entſchieden feindlichen Stellung ſich befanden und daher nichts zum Beſchluß bringen konnten.

Die Feindſeligkeit der beiden Kammern machte ſich ganz vorzüglich bei dem erſten nach des Herzog Ludwigs II. Thronbeſteigung ſtattfindenden Landtage bemerkbar. Die erſte, die ariſtokratiſche Kammer, ließ die Forderung einer ungebührlichen Civilliſte, des Zuſchlags von $^2/_3$ der Domainen zu des Fürſten Privatvermögen u. A. an ſich bringen. Die zweite Kammer wies mit beſtem Recht dieſe Forderungen zurück. Die zweite Kammer dagegen ſprach für dem Volke gebührende Rechte, und rächend ließ nun die erſte Kammer dieſe Anträge nicht durchgehen. Das Volk beobachtete dieſes Treiben und gab bald laute Mißfallsbezeigung gegen die ariſtokratiſche Partei von ſich und prüfte ſelbſt mit geſundem Verſtande die vorliegenden Fragen, wobei es ſeine Stimmung nur noch mehr erbitterte. In der That, das Verlangen, 2,000,000 Gulden Schulden für einen Hof übernehmen zu ſollen, deſſen Verſchwendung ins Weite ging, der jährlich 176,078 Gulden für das Hofmarſchallamt, 75,000 Gulden für den Marſtall, 50,000 für die Hofmuſik, 180,000 Gulden fürs Theater verſchleuderte, und dabei doch noch baares Geld genug beſaß, um ſelbſt ſeine

Schulden abtragen zu können, das war ein Ding, welches unmöglich Zufriedenheit erwecken konnte.

Die Stimmung des Volkes war sehr schwühl. Der Großherzog suchte sie zu verbessern durch Einrichtungen der Sparsamkeit an seinem Hofe. Allein es kam zu Vieles zugleich, was den Unfrieden beförderte. Das Schlimmste davon waren die fortdauernden Kundgebungen der Beamtenwillkür.

Als nun das Feuer der Julirevolution in Deutschland allenthalben emporlohete, da konnte im Großherzogthume Hessen trotz der Gutmüthigkeit des Fürsten und der Constitution die Ruhe unter jenen Verhältnissen nicht länger erhalten werden. In Nidda Budingen, Vilbel, Ortenberg, Schotten, Bingenheim, Florstadt und Heldenbergen brach die Revolution gewaltig los. Viele Staatsgebäude wurden demolirt, viele öffentliche Beamtete, namentlich vom Steuer- und Justizwesen, wurden durch Mißhandlungen gestraft oder verjagt. Die Revolutionsleute versammelten sich in einigen Haufen, die aber, statt sich zu vereinigen, ihr Ziel auf entgegengesetzten Seiten suchten und völlig ohne Plan und verständige Führung operirten. Daher gelang es den großherzoglichen Truppen, sie zu zersprengen und thatunkräftig zu machen. Zwar hörte man bei den

Haufen der Aufrührer ſehr laut und kräftig nach Republik rufen. Allein mit dieſer Tendenz war es den guten Leuten eigentlich nicht völlig Ernſt, denn ſie kannten wohl kaum den Begriff des Wortes Republik, da ſie faſt alle den tiefſten, bildungsloſeſten Ständen des Volkes angehörten. Sie mißbrauchten das Wort Republik, indem ſie nichts verlangten, als was ſie unter einer conſtitutionellen Monarchie haben konnten, vielleicht zum Theil auch hatten, und vielleicht zum Theil auch in einer Republik nicht hätten erhalten können. Diejenigen Perſonen aber, welche den Aufſtand im Intereſſe der Republik in Bewegung zu bringen geholfen hatten, wagten nicht offen hervorzutreten, um dem Aufſtande den Stempel aufzudrücken. Wohl mochten ſie fühlen, daß auf der jetzigen Stufe der Geſchichtsepoche nur erſt von Republik geſprochen werden dürfe und die Verwirklichung nothwendig einer ſpäteren Zeit angehören müſſe. In Wahrheit bedurfte in keinem Lande die Republik noch ſo großer Vorbereitungen als in dem zerriſſenen, in tauſend Mißverhältniſſe verſtrickten Deutſchland, wenngleich der Charakter keines Volkes ſo wie des deutſchen einer republikaniſchen Staatsverfaſſung entſprechen möchte.

Die heſſendarmſtädtiſche Revolution, obſchon der

allgemeinen Revolution zum Theil entsprungen, hatte daher auch für die große Revolution der Zeit keinen vorzüglichen Einfluß. Desgleichen brachte sie dem Volke keine Früchte, denn die Erleichterung des Steuerdrucks und die Beseitigung einiger Uebelstände, sowie die Verweigerung der Uebernahme der fürstlichen Schulden und der Erhöhung der Appanagen für die Prinzen, wären von der zweiten Kammer auch ohne diesen Volksaufstand durchgesetzt worden, und waren es zum Theil schon, ehe der Aufstand begann.

7.

Wie in jenen Staaten Deutschlands, so machte sich auch in den übrigen ein Einwirken der Julirevolution bemerkbar. Aber noch war das deutsche Volk viel zu wenig auf seine jetzige große Mission vorbereitet, als daß die Bewegungen rein politischer Natur hätten sein sollen. Zum Theil waren sie eine Art von Theilnahme an einer Art von Revolutionsmode, zum Theil geschahen sie nur im Interesse der nächsten persönlichen Bedürfnisse der einzelnen Aufständischen. Aber welcher Art sie auch sein mochten,

allenthalben weckten ſie das Volk aus einer gewiſſen Erſchlaffung, ihm das zeigend, was es zu fordern und beſitzen berechtigt und von der Zeit berufen ſei. So war die ganz unzuſammenhängende planloſe Revolution des Jahres 1830 in Deutſchland wohl eine hochwichtige Vorbereitung ſpäterer größerer Ereigniſſe, welche das Volk der wahren Freiheit zu führen ſollen.

Eigentlich erſt von jetzt, dem Jahre 1830 an, wurde das Intereſſe an dem politiſchen Zuſtande in Deutſchland allgemeiner. Die meiſten deutſchen Staaten beſaßen Conſtitutionen. Die Theilnahme an den Wahlen für die Ständeverſammlungen übte keinen geringen Einfluß, und in Preußen und Oeſterreich, wo man keine Conſtitution hatte, da ſah man doch nicht ohne Gedanken und Ueberlegung auf das, was bei den benachbarten Volksſtämmen vorging, und nicht ohne Nachdenken vernahm man die Stimmen, die ſich aus ihren Ständeverſammlungen, oft freimüthig genug, vernehmen ließen.

Es fehlte auch nicht an Ereigniſſen, welche in ſpäterer ruhiger Zeit das Intereſſe des Volkes an ſeiner politiſchen Stellung ſteigerten. Eins davon war der letzte Heldenkampf der Polen, welcher im September des Jahres 1831 endete und für deſſen

glücklichen Ausgang nichts weiter zu wünschen war als ein Kosciuszko. Allein Männer wie Kosciuszko werden nicht an jedem Tage geboren. Die polnische Revolution endete unglücklich. Aber das Volk, nur verrathen von nichtswürdigen oder ungeschickten Anführern, hatte eine Kraft und einen Heldenmuth bewiesen, welcher hohe Begeisterung durch ganz Europa erregte und die Völker den Werth des Rechtes kennen und vergöttern lehrte.

Da wurde das politische Leben in Deutschland immer reger. In Hannover erhob man sich mächtig gegen einen Minister, der es wagte, dem alten Feudalswesen thatsächlich seine Sympathie zu erweisen. In Baden sprach man so kühn in der Ständeversammlung über die Gebrechen der Staatsverfassungen, die Unrechte der Throne und die Volksfeindlichkeit des Bundestages, wie man es bisher nie und nirgends gewagt hatte. Die Universitäten fingen an eine Art von politischen Gesellschaften zu werden, und Kundgebungen eines politisch geistigen Aufschwungs traten allenthalben hervor.

Eine davon war das hambacher Fest, welches den nächsten Bezug auf die bairische Verfassungsurkunde hatte, aber keineswegs eines weiteren und viel wich-

tigeren Bezuges ermangelte. Da wurde dem verfolgten Schwarz-roth-gold einmal wieder volle Ehre erwiesen und in freimüthigen, ja kühnen Reden vor einer ungeheuern Volksmenge erklärt, was das deutsche Volk schände, und beleuchtet, was die vorgeschrittene Zeit ihm zum Bedürfniß gemacht habe und es mit dem unbestreitbarsten Rechte fordern könne. Manches jauchzende Lied wurde der Ehre und Freiheit der Völker gesungen und manches donnernde Hoch den heldenhaften freien Urvätern gebracht, welche von Fürstenherrschaft nichts gewußt und gelitten, sondern die erhabensten Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, viele Jahrhunderte dahin durch das tief in ihrem Herzen lebende erhabendste einfachste Sittengesetz bewahrt hatten.

Aber solche Feste sahen auch die Fürsten für Kundgebungen einer nahen neuen Zeit an und natürlich einer Zeit, die ihnen nicht eben günstig sein könnte und daher soweit als möglich hinausgetrieben werden mußte. Und für Letzteres konnte jetzt ohne große Gefahr etwas unternommen werden, denn die letzten revolutionären Bewegungen in Deutschland hatten den Credit und das Geschäftswesen so zerstört,

daß Tausende von Arbeitern, kleinen Geschäftsleuten und Handwerkern in bittere Noth gerathen waren und nun gern ruhig sitzen blieben, um aufs Neue Beschäftigung und Nahrung zu gewinnen, oder sich dieselbe zu erhalten, sofern sie schon im Besitz derselben waren.

So wagten es die Fürsten aufs Neue Maßregeln zu ergreifen, die nur in einer Zeit, wo die Völker, unbewußt ihrer Würde, Rechte und Kraft, leblos waren, erträglich sein konnten, nicht aber jetzt, wo der Geist sich mächtig emporhob und die Erkenntniß der geschichtlichen Bestimmung vom Volke bereits geahnt, wenn nicht schon erfaßt war.

Es wurden viele Vereine und Zeitungen verboten, andern eine andere Tendenz aufgezwungen und Tausende von ehrbaren Männern und Jünglingen verhaftet. Und damit diese Maßregeln allgemein würden und kein Fürst von den freien Volksbewegungen des Nachbarstaates etwas zu befürchten habe, machte der Bundestag diese Maßregel zu der seinigen so, daß sie sich nun über ganz Deutschland ausdehnen mußte.

Von denjenigen Personen, welche öffentlich ihre dem Volke gewidmete Freisinnigkeit bewiesen hatten,

konnten aber nicht alle von den fürſtlichen Häſchern ergriffen werden. Viele hatten ſich vorſichtig in das Ausland begeben und beeiferten ſich nun, ihr Werk von hier aus fortzuſetzen, indem ſie geheime Verbindungen ſtifteten, welche eine neue größere Umwälzung bezweckten. Das nächſte Ziel, auf welches man hinarbeitete, war die Zerſprengung des Bundestags, deſſen volksverrätheriſche Tendenz jetzt klar genug zu Tage getreten war.

Allein die Verſchwörung wurde durch Unvorſicht und Ungeduld einiger Verſchworenen verrathen. Neue Verfolgungen fanden ſtatt, und wie geheim man auch mit den Unterſuchungen und Erkenntniſſen verfuhr, ſo wurden ſie doch dem Volke bekannt und ſteigerten nur deſſen Intereſſen an dem eigenen Zuſtande: dienten alſo der großen Revolution weſentlich, indem ſie die Grundlagen derſelben, die Ideen der Zeit, erweiterten und vertieften.

Unbeirrt durch die freiheitfeindlichen Beſtrebungen einiger Regierungen, arbeiteten die Ständeverſammlungen einiger Staaten mit gleicher Kraft öffentlich für die große Umwälzung, für welche jene Verbindungen im Geheimen gewirkt hatten. Die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen konnte ſchon nicht leicht

mehr von den Fürſten vernichtet werden und übte eine außerordentlich große Wirkung auf das Volk aus.

Die Stände des Königreichs Hannover ſchufen eine Conſtitution ſo gut, als ſie in jener Zeit Deutſchlands ohne eine gewaltſame Umwälzung nur immer hergeſtellt werden konnte. Das ganze deutſche Volk machte dieſe, ſowie auch die bairiſche Verfaſſung zum Gegenſtande ſeiner Betrachtung, wie es denn überhaupt alle politiſchen Ereigniſſe des Vaterlandes mit einer Theilnahme und Wärme in Erwägung zog, zu dem es ſeit Beginn des Mittelalters nie fähig geweſen war.

Glückliche ſowie unglückliche Ereigniſſe waren immer nur der großen Revolution dienlich. Dieſe wie jene erweckten das Volksbewußtſein oder verbreiteten die neue große Idee. Daher glichen die Fürſten einem Ertrinkenden, der nach den ſchwimmenden Waſſerpflanzen greift, um ſich zu retten, dadurch aber mehr und mehr aus dem Bereiche der Möglichkeit der Rettung ſich entfernt.

So war auch das Schickſal der hannoverſchen Conſtitution der Revolution nur förderlich. Im Jahre 1833 hatten die Stände von Hannover die

schon erwähnte Verfassung erschaffen. Der König Wilhelm von England als König von Hannover, hatte sie genehmigt und eingeführt. Damals war sie in Deutschland der Gegenstand allgemeiner Freude. Jetzt wurde sie der Gegenstand allgemeiner Erbitterung. Mit dem Tode des Königs Wilhelm im J. 1837 wurde Hannover von England getrennt und dem Herzog von Cumberland, Ernst August, zugetheilt. Dieser Mann hatte seit seiner Jugend nur aus dem düsteren Dunstkreis des Mittelalters geathmet, daher ihm das Herrschen über Alles ging. Wenig bekannt mit der Völkergeschichte, trug er kein Bedenken, seiner Herrschsucht rücksichtslos zu dienen. Er erklärte also gleich bei seinem Regierungsantritte, daß er sich durch das Staatsgrundgesetz seines Königreichs Hannover durchaus nicht gebunden fühle, und hob dasselbe durch einen einseitigen, eigenen, Erlaß auf.

Obschon die Hannoveraner ihrem aristokratischen Könige mehr zutraueten als jemand Anderem, so hatten sie doch solches nicht erwartet und waren auf diesen Streich ganz und gar nicht vorbereitet. Daher kam es zu einem thätlichen Widerstande nicht. Aber ein allgemeiner Schrei der Entrüstung ließ sich vernehmen. Was nur eine Stimme hatte, schrie Wehe

über den großen Tory, den England auf den hannoverschen Königsstuhl gesendet hatte. Doch, wie erwähnt, war alles so überrascht und unvorbereitet, daß niemand Widerstand leistete. Nur die sieben göttinger Professoren Dahlmann, Albrecht, Gervinus, Ewald, Weber und die Gebrüder Grimm, widersetzten sich der königlichen Gewaltthat. Aber sie bezweckten damit nur, daß sie ihrer Aemter entsetzt wurden und das Land verlassen mußten.

Da der König von Hannover, der eben zu einer solchen That den günstigsten Zeitpunkt gefunden hatte, siegte und im Besitze der Beute blieb, so wurde diese That vom deutschen Volke desto eifriger besprochen und reiflicher erwogen. Man erkannte in ihr den Mangel aller Bürgschaft gegen die Gewalt eines Herrschers: und die republikanische Staatsverfassung fand immer mehr Verehrer. Im Interesse der Hannoveraner traten nun aber die Ständeversammlungen der andern deutschen Volksstämme mit gewaltigen Reden auf. Und wenn sie auch bei den Regierungen mit der Forderung, gegen König Ernst August einzuschreiten, bei ihren fürstlichen Regierungen nicht ankamen, so vergrößerten sie doch die im deutschen Volke hervorgebrachte Wirkung des Ereignisses.

In der That war eine neue viel größere Revolution, als die im Jahre 1830 war, jetzt schon so fest begründet, daß kein Denker ihren Ausbruch bezweifeln mochte. Ausbleiben konnte sie nicht. Wann aber sie stattfinden werde, das freilich konnte nicht vorausgesagt werden, denn dieß hing von der Schickung der Verhältnisse ab.

Achtes Stück.

Die Revolution des Jahres 1848.

Vorereigniſſe.

Nicht bloß in den bereits erwähnten Ländern, ſondern in der ganzen großen Hälfte Europas, in welcher ſich Herrſcherthrone und Feudalrechte gebildet hatten, übte die franzöſiſche Revolution ihre mächtige Wirkung; ja mächtiger wirkte ſie als jene ausgeartete entſetzliche Revolution vom letzten Jahrzehend des letzten Jahrhunderts; denn ſie war edler und ihr Recht unverkennbar.

Aber nach dem Jahre 1830 hatten ſich die Völker in die alte Ruhe zurückgefunden oder finden müſſen. Und ſo traten nun allenthalben auch jene volksfeindlichen Mächte wieder hervor, welche im Mittelalter ihre Triumphe gefeiert hatten und, obſchon ſie bereits das halbe Schlachtfeld verloren hatten, nicht daran

glauben mochten, daß die Geſchichte den Stab über ihnen gebrochen habe und ihr Spiel zu Ende gehe.

Außer in Frankreich beſtanden noch allenthalben die Feudalrechte, allenthalben waren die fürſtlichen Cabinete noch ihrer alten Weiſe treu, allenthalben, wo eine katholiſche Kirche beſtand, war ſie nach ihrer alten Weiſe alleinſeligmachend und zur Hölle verdammend. Doch überall lebte auch der neue Völkergeiſt, wenn auch die Arme ruheten.

Am eifrigſten in dem der neuen Zeit feindlichen Streben trat die katholiſche Kirche hervor. In vielen Staaten, z. B. Frankreich, Sachſen, Würtemberg, waren ihr durch die Conſtitutionen engere Schranken geſetzt worden. So mußte nun irgendwo ein guter Operationspunkt geſucht werden, von welchem aus ſich kräftig nach allen Seiten hinwirken ließ.

Die Schweiz wurde gewählt. Sie bot in der That den geſchickteſten Operationspunkt. In der Mitte zwiſchen Frankreich, Italien und Deutſchland liegend, konnte hier wirklich ein Heerd gebildet werden, von welchem aus ſich ohne große Mühe das katholiſche Feuer, ſammt ſeinem weihevollen Qualm über jene Länder, alſo über halb Europa blaſen ließ. Je gefährlicher die letzten Freiheitsbeſtrebungen der Völker für den Katholicismus geworden, deſto mehr

beeilte sich die katholische Kirche die Zeit der Völkerruhe, um sie nicht Völkerohnmacht zu nennen, zu benutzen.

Schon vor dem Anfang dieses Jahrzehends wurden die Unternehmungen sehr sichtbar. Da wagten es katholische Geistliche in dem preußischen Rheinland, sich trotzig gegen das Staatsgesetz in Bezug auf die gemischten Ehen zu erheben, und die katholischen Geistlichen der Schweiz und Baiern traten als Kämpfer gegen die protestantische Kirche heraus.

Das waren die Vorposten, die Plenkler. Die Sturmcolonne, gebildet aus der saubern Gesellschaft des heiligen Loyola sollte bald auf den Kampfplatz nachrücken. In Frankreich hatten sich die Jesuiten bereits wieder einen Sitz bereitet, in Oesterreich, wo ihr Orden verboten war, wurde es ihnen sehr leicht gemacht, unter einer heiligen Larve zu wohnen; in Sachsen durften sie, wie behauptet wurde, wohnen und wirken, wenn es ihnen nur beliebte, statt der Kutten Fräcke und Uniformen zu tragen, in Baiern hatten sie nicht eben nöthig sich sehr zu verkappen, in Preußen war man großartig, fragte nicht nach ihnen und ließ sie machen was sie wollten; genug, die wackeren katholischen Kirchenhelden hatten den Kampfplatz vortrefflich besetzt. Jetzt war es nöthig

eine tüchtige Stammmannschaft aufzustellen, und dann konnte der Krieg losgehen. Wie erwähnt, war die Schweiz zum Posten für die Stammmannschaft ausersehen. Der päpstliche Nuntius daselbst war in Angelegenheit seiner Kirche und ihres Unternehmens nicht minder listig, muthig und gewandt als der wackerste Jude in Angelegenheit seines Schachers. Es gelang, einige erzkatholische Cantons zur öffentlichen Aufnahme des heiligen Jesuitenordens zu gewinnen. Was auch die übrigen Schweizercantons dagegen einwendeten; jene, durch ihren Clerus inflammirt, bestanden auf ihrem Willen: und das katholische Hauptquartier wurde nicht bloß wirklich aufgeschlagen, sondern auch von den Leuten des heiligen Loyola wirklich besetzt und mächtig ausgerüstet.

Nun begannen die größeren Operationen. Religiöse Streitigkeiten erhoben sich allenthalben, und in den protestantischen Ländern wurde nicht bloß die protestantische Kirche, sondern auch das Staatsgesetz mit großer Wuth angegriffen.

Da die Throne bei den Werken der Finsterniß nur gewinnen konnten, so ließen sie den katholischen Kampf gewähren, ja, ertrugen es sogar, daß sie selbst angegriffen wurden.

Das verleitete die katholischen Kirchenkämpfer zu

dem Glauben, daß ſie bereits großes gewonnen haben. Nun rückten die nächſten Schlachtlinien nach. Da ſtellte denn der Herr Erzbiſchof von Trier mit Erlaubniß der preußiſchen Regierung einen alten ungenäheten Lappen unter dem Titel „der Rock Chriſti" aus und ordnete eine allgemeine katholiſche Wallfahrt zu dieſem Lappen an. Es ſchien trefflich zu glücken. An hunderttauſend Verblendete ſtrömten zur Anbetung des Lappens herbei, und warfen glückſelig ihre mühſam erworbenen Groſchen in des Herrn Erzbiſchofs unfüllbaren Geldkaſten. Der Triumph der katholiſchen Kirche war ſehr groß und noch größer als der Zulauf zu dem heiligen Rocke. Schon hatten die Pfaffen in ihrer erfinderiſchen Weiſe Hiſtorien erſchaffen, nach welchen der heilige Rock auch bei dieſer Ausſtellung im 19. Jahrhundert wieder Blinde, Lahme und Ausſätzige geheilt habe, ſchon waren alle Zeitungen mit dieſen Wundergeſchichten angefüllt worden, Hunderttauſende von Beſchreibungen in beſonderen Abdrücken in die Welt geſtreut und das Volk mit Staunen und Verwunderung — die freilich größtentheils von den Gelüſten des Haſſes oder der Gefühlsempörung begleitet war — erfüllt worden, da ertönte plötzlich eine donnernde Richterſtimme aus Schleſien hervor, welche den Erzbiſchof von Trier

zu einem Betrüger und den heiligen Rock zu dem Lappen eines betrügerischen Pfaffenjahrhunderts machte.

Dieser Richterspruch kam von einem jungen armen Capellan, Namens Ronge, vor dessen biederem und strengem Wahrheitssinne die katholische Kirche in Schlesien bereits in solche Angst gerathen war, daß sie ihn unter dem Vorwande seiner zu langen Haare seiner öffentlichen Thätigkeit beraubt hatte.

Als nun dieser erste Kämpfer so kühn gegen das katholische Pfaffenheer hervorgetreten, so waren auch viele tausend andere Leute mit Muth erfüllt und unternahmen den Kampf; einer von den bedeutendsten war der Theatersecretair Blum in Leipzig, der sich in der Folge einen europäischen Ruf erwarb. Sein Brief an jenen Bischof von Trier, Namens Arnoldi, verstärkte den Eindruck des Schreibens von Johannes Ronge.

Nun traten freilich auch Kämpfer auf den Kampfplatz, welche weniger von ihrem erhabenen Charakter gedrängt als um ihren kleinlichen Zweck zu erreichen, an dem großen Unternehmen Theil nahmen. Der eine war der Capaelln Cerzki in Schneidemühl, dem es allein nur darauf ankam, eine Frau nehmen zu dürfen, der im Grunde aber, wie aus seinem

Glaubensbekenntniſſe hervorging, ein ſo echt katholiſcher Pfaffe war und blieb, als es ſonſt nur einen geben konnte. Doch der edlen Kämpfer waren ſo viele, daß die unedle Sorte nicht allzu großen Einfluß ausüben konnte.

Jetzt wurde der gegenwärtige Plan der katholiſchen Kirche öffentlich durch Schriften aufgedeckt, und die ganze verdammliche Art des katholiſchen Kirchenthums ſo klar dargelegt, wie es nicht einmal zu Luthers Zeiten geſchehen war. Noch glaubte die katholiſche Partei nichts verloren zu haben, da ſie Ehre nicht eben für etwas Weſentliches hielt.

Da gefiel es dem breslauiſchen Biſchofsſtuhle, den Vorkämpfer für die Zeit des Lichts und Rechts, den wackern Johannes Ronge zu excommuniciren.

Aber um Herrn Ronge hatten ſich bereits Tauſende von Geſinnungsgenoſſen geſchaart, und mit dieſen ſagte er ſich nun von der römiſch-katholiſchen Kirche los und ſtiftete eine neue Kirche, welche nicht bloß die reine Glaubenslehre der proteſtantiſchen Kirche in womöglich noch größerer Einfachheit und Ungezwungenheit beſitzen, ſondern auch das ſchöne Gewand der Nationalität tragen ſollte.

Eine ungeheure Begeiſterung erwachte für dieſe neue Kirche, und ehe ein halbes Jahr vergangen,

hatten sich viele deutsch-katholische Gemeinden gebildet und der päpstlichen Kirche waren viele Tausende von gläubigen Kindern verloren gegangen.

Viele Regierungen sahen diese kirchliche Bewegung gern und huldigten ihr, andere kümmerten sich nicht um sie, einige aber, unter denen die Regierung der Finsterniß, nämlich des armen Oesterreichs, voransteht, traten ihr entschieden feindlich entgegen. Die Unfreiheit der Presse leistete dabei die besten Dienste, allein diese Unfreiheit war nicht von Gott verbürgt, auch waren der Verkehr zwischen den Völkern und des Mundes Beweglichkeit nicht zu vernichten. Daher bereitete sich wenigstens das dort vor, was hier bereits zur Thatsache geworden war.

War diese kirchliche Bewegung schon sehr mächtig wirkend als Vorbereitung zu einer Revolution gegen das Fortbestehen der früheren großen Geschichtsperiode, so wurde sie noch viel mächtiger durch das gleichzeitige Eintreten eines neuen polnischen Aufstandes.

Durch diesen wurden die Völker nicht bloß gewaltig an ihr natürliches Recht, sondern auch aufs neue schrecklich an die Gefahr erinnert, in der sie immer schweben, so lange sie eine Waare der Fürsten sind.

Aber auch klar dargelegt wurde ihnen durch dieſen Aufſtand, daß die katholiſche Kirche kein Mittel ſcheue, um ihr bereits völlig aus dem Bereiche der Möglichkeit verdrängtes Ziel zu erreichen. Denn, daß der polniſche Aufſtand, ſo ehrenwerth vielleicht auch ſonſt, doch zum Theil ein Werk der Jeſuiten war, das ließ ſich ſehr bald nur zu gut erkennen.

Dieſer Aufſtand war aber zu früh angeſtellt und zum Unglück auch noch lange vor dem beſchloſſenen Losbruch verrathen worden. Er nahm ſeinen Anfang im Großherzogthum Poſen. Allein übereilt und ohne den Zuſammenhang, den er eigentlich hätte haben ſollen, erſtickte er bald unter der Wucht der preußiſchen Heeresmaſſen. Er wälzte ſich nun, um neue Lebenskräfte zu gewinnen, hinüber in die unter öſterreichiſchem Zepter ſtehenden polniſchen Lande. Aber hier verunglückte er durch die natürlichen Folgen der ſchlechten, unnatürlichen Verfaſſung der alten polniſchen Staatsgeſellſchaft. Die Bauern erhoben ſich gegen die Edelleute, verdarben den Aufſtand, und verhinderten ſomit das neue Gute aus Furcht vor dem ſchlechten Alten.

Nun hatte ſich dieſer Aufſtand vorzüglich auf den Freiſtaat Krakau geſtützt. Dieſer kleine Staat war das einzige Stückchen des alten gewaltigen

Polenreichs, dem wenigstens eine scheinbare Freiheit geblieben war. Selbst dieser scheinbaren Freiheit halber war es den drei an der polnischen Theilung betheiligten Thronen ein Dorn im Auge, und einer wie der andere, vorzüglich aber der russische, wünschte die Vernichtung des kleinen Freistaates.

Zu nehmen war er in der That leicht, denn die Polen konnten sich jetzt dem vierten Raube noch viel weniger widersetzen als sie es den drei früheren gekonnt. Es handelte sich nur darum, welcher von den drei Thronen den Freistaat Krakau erhalten sollte. Rußland hätte ihn gern genommen, weil es überhaupt Alles gern nahm. Allein die Eifersucht der anderen Regierungen war zu lebendig. Daher sah das listige Rußland jetzt scheinbar gern von diesem Gewinne ab zu Gunsten Oesterreichs, richtete dagegen aber desto fester sein Auge auf die Donaufürstenthümer. Und dieser Länder halber suchte es auf alle mögliche Weise die freundschaftlichste Beziehung zwischen sich und dem alten österreichischen Kaiserhause herzustellen. Selbst eine Familienverbindung wurde versucht; allein sie mißglückte, und Rußland mußte sich darauf beschränken, dem allmächtigen österreichischen Staatskanzler Fürsten von Metternich zu schmeicheln und die zufälligen Gelegenheiten wahr zu

nehmen, um sich dem Kaiserhause freundlich und freundschaftlich zu beweisen.

Inzwischen wäre beinahe die Vernichtung des Freistaates Krakau die Ursache eines Krieges geworden. Die beiden englischen Volkshäuser traten im Interesse des Freistaates auf, und noch kräftiger die französischen Kammern. Allein dem englischen Cabinet lagen zukünftige Dinge im Auge, und dem König Louis Philipp von Frankreich sein Geldkasten allzusehr am Herzen.

Genug, Krakau war vernichtet und blieb es. Aber den Eindruck, welchen der polnische Aufstand bei allen Völkern hervorgebracht, verstärkte diese ungerechte Fürstenthat sehr. Die Ueberzeugung der Völker von der Gewissenlosigkeit der Herrscher wurde fester, und die Lust, sich aus dem Joch einer nicht achtenswerthen Herrschaft zu befreien, größer.

Als die polnische Sache beendet war, trat die religiöse Sache wieder kräftig hervor. Oesterreichs Regierung nahm sich der Partei der Finsterniß so kräftig an, daß alle Völker sich darüber empörten, ganz vorzüglich aber das österreichische Volk selbst.

Das ermuthigte die katholische Partei, und sie glaubte, auf Oesterreichs Theilnahme lauernd, in der Schweiz ihre Hauptcolonne nun zum Kampfe

heraustreten lassen zu können. Hier hatten sich die Jesuiten bereits so festgesetzt, daß sie nicht bloß die Zügel der religiösen, sondern auch der weltlichen Herrschaft in den Händen hielten.

Jetzt veranstalteten die Jesuiten ihr Hauptwerk in dieser Zeit, sie veranstalteten einen Bund der katholischen Kantone, durch welchen natürlich Oesterreich viel, wenn nicht gar die halbe Schweiz zu gewinnen hoffte, wonach es im Mittelalter vergebens mit Aufwendung aller Kräfte gestrebt hatte.

Aber dieser katholische Sonderbund, der seinen Operationsstützpunkt im Jesuitenhause von Luzern hatte, widersprach dem schweizerischen Staatsgrundgesetz so, daß die protestantischen Cantone sich zu Gewaltmaßregeln entschließen konnten, ohne offenen Einspruch der Großmächte zu befürchten, die vor Jahren selbst die Garantie für jenes Grundgesetz übernommen hatten.

Inzwischen schwächte sich die moralische Macht der katholischen Partei dadurch, daß die Jesuitengesellschaft aus Frankreich verwiesen wurde, und die Franzosen heftig gegen die betrügerische Anmaßung des Clerus und die Ungereimtheiten der katholischen Kirche anzukämpfen anfingen.

Und dadurch wurde der Muth der protestantischen

Schweizercantone so erhöht, daß sie den Krieg gegen die katholischen Kantone beschlossen, sofern sich diese nicht bereit erklärten ihren Bund aufzulösen und das Heer der Jesuiten auszuweisen. Natürlich wußten auch die Jesuiten ihre Partei zu ermuthigen, und so kam es zum Kriege, in welchem der protestantische General der Republik, Dufour, sich als kühner, besonnener und edelsinniger Held besonders hervorthat.

Aber gleich bei Beginn zeigte sich, daß die katholische Kirche durchaus beim Volke diejenige Unterstützung nicht gefunden hatte, deren sie sich so gewiß gedünkt hatte. Nur einige gewinnsüchtige öffentliche Beamtete mit ihrem Anhang von Freunden und Gesinde waren es, welche sich in die Schlachtordnung stellten. Daher kam es, daß das protestantische Schweizerheer ohne große Mühe bei jedem Schritte siegte.

Uebrigens war kaum ein Sieg errungen, als auch schon das Volk von mehreren Kantonen des katholischen Sonderbundes sich von diesem Bunde lossagte und dadurch das katholische Unternehmen untergehen machte.

Der Schluß desselben war, daß die Jesuiten die Schweiz verlassen mußten. Fluch und Schmach begleiteten die Flüchtlinge auf ihrem Wege.

Während dieſes Kampfes hatten die Fürſten, ſelbſt die proteſtantiſchen, eine höchſt zweideutige Rolle geſpielt. Man hatte geſehen, daß ſie nichts ſehnlicher wünſchten, als aus der Schweiz ein neues Polen zu machen.

Deshalb unternahm es die ſchweizeriſche Republik nun, ſich ein neues, beſſeres Staatsgrundgeſetz zu geben, oder wenigſtens die gefährlichen Paragraphen aus dem alten zu entfernen, welche die Fürſtenliſt hineingeſchoben hatte.

Allein die fürſtlichen Cabinete, vorzugsweiſe das öſterreichiſche, erhoben dagegen ebenſo Einſpruch, als einſt die Kaiſerin von Rußland gegen die Verbeſſerung der polniſchen Staatsverfaſſung.

Die ſchweizeriſche Angelegenheit begann ſchon eine Aufgabe der fürſtlichen Cabinete zu werden und eine für die Schweiz gefährliche Entſcheidung zu erhalten, als durch den Tod des Papſtes und die Beſtrebungen des neuen Papſtes die Cabinete von jenem Gegenſtande ab auf einen neuen gezogen wurden, ſo daß die Schweizer nun wenigſtens vor Eintritt eines neuen, beſſeren Zeitpunktes keinen Vortheil aufzugeben brauchten.

Einer der eifrigſten Vorarbeiter der Revolution

war der neue Papſt Pius IX. Er war rechtſchaffener als irgend ein Prieſter der katholiſchen Kirche.

Die Heuchelei der katholiſchen Kirche haſſend, ſuchte er jetzt, wo er im Beſitze der Macht war, Verbeſſerungen einzuführen, die dem Geiſte der Zeit entſprachen. Er wollte die katholiſche Kirche der proteſtantiſchen nähern oder eine Vermittelung zwiſchen beiden bewirken, ſo daß es nicht mehr nöthig wäre für ein Zeitalter zu arbeiten, in deſſen Intereſſe nun einmal kein Sieg mehr zu gewinnen war.

Pius IX. mochte ſogar die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ſelbſt in dem erzkatholiſchen Italien der apoſtoliſche Stuhl nicht lange mehr nach alter Weiſe, oder vielleicht in keiner Weiſe beſtehen könne, und darum ſuchte er ihn allmälig in einen rein weltlichen Fürſtenſtuhl zu verwandeln.

Deshalb waren ſeine erſten Einrichtungen auch rein weltlicher Art. Sie erregten ungeheures Aufſehen und den lauteſten Beifallsruf der Völker.

Aber die Völker blickten nun auch viel tiefer in den heiligen apoſtoliſchen Stuhl hinein, als der Papſt vorläufig wünſchen konnte. Denn vor Allem hatte er nöthig, die Prieſterpartei zu entwaffnen, welche furchtbar wüthend gegen ihn anbrauſte.

Sie allerdings wußte ſehr wohl, daß in das

finstere Gemälde des katholischen Staats- und Kirchenwesens auch selbst der kleinste Lichtstrom nicht geleitet werden dürfe, weil dadurch alle Gebrechen erleuchtet und das ganze Wesen der Verdammung preisgegeben werde.

Auch der Papst wußte dies wohl, allein er konnte entweder seinem lang niedergehaltenen Wahrheitsdrang nicht widerstehen, oder er glaubte, daß durch kluge Leitung einer Revolution das sicherer geschaffen werden könnte, was sichtbar schon in dem Gährbottig einer Revolution lag und aus dieser selbst vielleicht nicht so hervor gelangen werde, als es zu wünschen war.

Die ersten reformatorischen Unternehmungen des Papstes wirkten verschiedenartig auf verschiedenen Seiten. In Deutschland machten sie, daß das katholische Kämpferheer den Kampf aufgab, und die andere Partei sich beruhigen konnte; in Italien hingegen bewirkten sie, daß die Völker ihre politische Lage in Betracht zogen.

Mit den Lebehochs, die man dem Papste rief, sprach man auch die Ueberzeugung aus, daß man bis jetzt unwürdig gelebt habe. Das hatte — man sah es — der Papst erkannt, und kein Italiener konnte

daran zweifeln und ſich weigern, für die Idee des heiligen Vaters zu eigner Gunſt die Arme zu rühren.

Die fürſtlichen Throne waren in der That durch die reformatoriſchen Beſtrebungen des Papſtes, die den nach Freiheit ringenden Geiſt der neuen Zeit gleichſam ſanctionirten, in große Verlegenheit geſetzt. Die proteſtantiſchen Fürſten wußten nicht, ob ſie ſich mehr zu Für oder Wider entſcheiden ſollten; die katholiſchen waren theils für, theils gegen die päpſtlichen Ideen; doch wagten ſie nicht mit ihren Meinungen hervorzutreten.

Nur die Regierung des alten erzkatholiſchen Oeſterreichs hatte dazu Herz und zog ſich deßhalb den Groll des eigenen Volkes auf den Hals. Denn wie alle Völker, ſo jauchzte auch das öſterreichiſche Volk darum, daß ſich nun ſogar ein Papſt zum Kämpfer für das Licht aufgeworfen hatte.

Während ſich aber die fürſtlichen Cabinete im Norden Roms noch damit beſchäftigten, wie man ſich bei den Unternehmungen Pius des IX. zu verhalten habe, brachen die unausbleiblichen Folgen dieſer Unternehmungen im Süden Roms ſchon zur That hervor.

Vielleicht kein italieniſches Volk hatte ſo wie das des Königreichs Neapel von der unmäßigen Anmaßung der Fürſtenherrſchaft gelitten. Ja, Neapel hatte

die ſchlimmen Wirkungen des Herrenthums alle ins Geſammt erdulden müſſen und war daher am meiſten durch die Reformation des Papſtes begeiſtert.

Bereits in dem verfloſſenen Jahre hatte das neapolitaniſche Volk bei ſeiner Regierung um eine Conſtitution angehalten, aber von ſeinem übermüthigen Könige, der von einer noch übermüthigeren Königin geleitet wurde, den ſchnödeſten Beſcheid erhalten. Jetzt war es bereit, ſich eine Conſtitution, die ihm Ehre und Freiheit gewährte, mit Gewalt zu erwerben.

Die Revolution begann auf der Inſel Sicilien. Das königliche Militair wurde aus den Hauptſtädten und Feſtungen getrieben, der König von Neapel ſeiner Würde auf Sicilien verluſtig erklärt, und die Volksſtände verſammelten ſich, um zu berathen, was nun zu thun ſei, um das Errungene zu ſichern und einem Rückſchlage zu wehren.

Während deſſen erhob ſich auch das Volk im Königreich Neapel. In der Hauptſtadt wurden die königlichen Truppen geſchlagen, und der König, die Spitze des Dolches auf der Bruſt fühlend, mußte ſich entſchließen, dem Volke eine Conſtitution zu gewähren, die man ihm vorlegte.

Das war der Anfang der großen Revolution, welche bald wie ein Flugfeuer über halb Europa

dahin wallte. Noch war das Werk in Neapel nicht völlig vollendet, als die Revolution auch in den nächsten italienischen Staaten losbrach und von den Fürsten Gleiches errungen wurde wie in Neapel.

Ehe das Jahr 1847 zu Ende ging, hatten fast alle italienischen Völker ihre Revolution gehalten und ihren Fürsten Freiheiten abgerungen, die ihnen gebührten.

In Deutschland zitterten alle Herzen mit jeder Volksbewegung in Italien. Die Verschiedenheit der Nationalität machte hier keine Störung. Es handelte sich ja jetzt nicht um die Rechte eines Volkes, sondern um die Rechte aller Völker, der Menschheit. Auch fühlte man nur zu gut, daß diese Revolution keine italienische bleibe, sondern eine europäische werde. Man erkannte, daß die Zeit gekommen sei, wo man einer neuen großen Periode der Weltgeschichte den Eingang öffnen müsse. Und darum bereitete man sich in Geist und Herzen jetzt schon auf das vor, was man nach wenigen Wochen that.

Aus Italien flog das Revolutionsfeuer, der Schweiz das Signal zu Verbesserung ihres Staatsgrundgesetzes gebend, nach Frankreich hinüber, wo

das Volk durch die früheren Revolutionen bereits eine gewisse Reife für eine republikanische Staatsverfassung gewonnen hatte.

2.

Frankreich.

Unter der Regierung Louis Philipps, welche als eine Friedensregierung von Kaufleuten und Künstlern über alle Maaßen gepriesen wurde, hatten sich viele jener für das Volk unerträglichen Begleiter des Herrenthums eingefunden, die man durch die Julirevolution für immer vernichtet zu haben glaubte.

Es zeigte sich den Franzosen klarer als jemals, daß die Einzelherrschaft das Grundübel sei, ohne welches jene Uebel nie ausgerottet werden konnten.

Schon fühlte man allgemein, daß eine nochmalige Revolution die Stufe zur Republik sein werde. So Entsetzliches ließ sich der Regierung Louis Philipps nicht vorwerfen wie der Regierung Karls X; allein jetzt war auch schon das geringste Ungerechte und dem Geiste der Zeit Widersprechende nicht mehr erträglich.

Das Miniſterium Guizot hatte bereits mehre Jahre geherrſcht und manches in Rückſicht auf die Wünſche des Königs gethan, was dem kräftigen neugebornen Volke keineswegs behagen konnte. Auf Koſten der Ehre des Volkes war mehr als einmal der Frieden erkauft worden — ſo in der otahaitiſchen-, wie in der Schiffdurchſuchungs-, wie in der polniſchen Angelegenheit. Zu Gunſten des königlichen Geldkaſtens war mancher Schacher mit den Aemtern gemacht worden, die Adelspartei war manches Vorzugs theilhaftig geworden, obſchon ſie ſich im Geheimen und öffentlich eines Vorzugs gänzlich unwürdig bewieſen hatte Letzteres bethätigte der Herzog von Braſſelin in grauſenhafter mörderiſcher Weiſe.

Dies alles konnte dem Volke natürlich gar nicht gefallen, und es mußte den Ständekammern daran liegen, ein Miniſterium zu ſtürzen, unter deſſen Trophäe Solches geſchehen war.

Man veranſtaltete Reformbankette, um die Mißvergnügten zu ſchaaren, und da ſich der König gegen dieſe Art von Vereinigung der Gleichgeſinnten ausſprach, ſo veranſtalteten ſelbſt die Mitglieder der Kammer von der Oppoſitionspartei ein ſolches Banket in Paris.

Das Miniſterium glaubte gegen daſſelbe einſchreiten zu müſſen und erbitterte dadurch das Volk nur noch mehr.

Die Ständekammern wurden heftiger gegen das Miniſterium und citirten alle ſeine alten Sünden. Das Volk nahm an den Verhandlungen den innigſten Antheil, und die Oppoſition gewann durch daſſelbe, beſonders durch die Sympathie einer Anzahl von Pairs und der Nationalgarde, immer mehr Kraft.

Man ſchritt nun dazu das Reformbankett zu veranſtalten. Die Regierung, ihre Schwäche oder ihr Unrecht fühlend, wurde ſchwankend und geſtattete die Abhaltung des Bankettes unter gewiſſen Bedingungen, hielt es aber für gerathen, den Ideen der bankettirenden Oppoſition einen militairiſchen Riegel vorzuſchieben, und concentrirte alſo eine bedeutende Truppenmacht in Paris.

Inzwiſchen blieb doch die Frage, ob die Regierung das Recht habe, dem Volke das Recht ſich zu verſammeln abzuſchneiden, der Gegenſtand der heftigſten Discuſſion in den Kammern.

Und dadurch wurden die Gemüther immermehr erhitzt. Vier Fünftel der Bevölkerung von Paris waren für die Behauptung der Oppoſition und hielten das Streben der Regierung gegen jenes Bankett

für eine Verletzung der Constitution von nicht geringerer Wichtigkeit als jene Verletzung durch die Ordonnanzen Karls X.

Wir müssen gestehen, der streitige Punkt, welcher jetzt zunächst vorlag, besaß nicht die Wichtigkeit, daß wir aus ihm eine Revolution hätten folgern mögen Allein es war der Drang zur Revolution vorhanden. Die letzte zur vollkommenen Volksfreiheit führende Stufe wollte erstiegen sein.

Schon am 22. Februar begannen sich thatenlustige für die Republik begeisterte Volkshaufen zu bilden. Dem Premierminister Guizot wurden thatsächliche Beweise seiner Unbeliebtheit durch Demolirung seines Palais gegeben.

Hier und dort erhielten die Truppen Befehl, Gebrauch von ihren Waffen zu machen. Die Linie zeigte deutlich, daß in ihr der Geist der neuen Zeit lebe. Ihre Angriffe waren keine Angriffe, sondern Begrüßungen. Die Polizeisoldaten dagegen operirten mit all ihrer Kraft gegen das Volk und machten den Kampf blutig.

Am 23. Februar war die Stadt von etwa 80,000 Soldaten besetzt und es schien ein Volksaufstand unmöglich. Gleichwohl fand er statt, und

es kam zu einem heftigen Kampfe zwischen dem Volke und der Municipalgarde.

Die Nationalgarde trat aber desselben Tages der Volksbewegung bei, und der König Louis Philipp mußte, um sich selbst oder seinen Thron zu retten, das ihm so liebe Ministerium Guizot demittiren.

Allein man traute dem Könige nicht völlig, und das kleinste Ereigniß reichte bald danach hin, seine That in Zweifel zu setzen.

So erlitt der Kampf also keine Unterbrechung, und als es sich endlich bewahrheitete, daß das Ministerium Guizot entlassen sei, stand man dennoch nicht vom Kampfe ab.

Wie gesagt, jetzt handelte es sich in Frankreich nicht mehr darum, ein Uebel aus dem Staatswesen wegzuschaffen, sondern das Grundübel.

Daher erscholl bald der Ruf:

„weg mit dem König, weg mit einem Throne!"

Der König, zu klug, als daß er nicht den Drang des Zeitgeistes kennen sollte, und nicht ohne Rechtschaffenheit, gab nun den Befehl an die Truppen, das Feuern einzustellen, und begab sich mit seiner Familie auf die Flucht nach England.

Doch machte er im Interesse der alten Zeit noch

einen Versuch, indem er zu Gunsten seines kleinen Neffen abdankte.

„Inmitten der lebhaftesten Verhandlungen,“ lautet ein Bericht von dem Akte, der nun statt fand, „bereits nach der erfolgten Abdankung des Königs, erscheint plötzlich die Herzogin von Orleans mit ihren zwei Kindern, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, im Halbkreis der Deputirten. Herr Dupin steigt auf die Tribüne und proclamirt den Grafen von Paris zum Könige mit der Regentschaft der Herzogin von Orleans. Die Centren applaudiren, die Tribünen zischen und beweisen auf alle nur mögliche Weise ihre Mißbilligung. Da öffnen sich plötzlich alle Thüren, das Volk, geführt von Nationalgardisten und Zöglingen der polytechnischen Schule, die dreifarbige Fahne voran, füllt den Saal, die Herzogin von Orleans flüchtet mit ihren Kindern auf die höchsten Bänke der Linken, wo sie von Nationalgardisten weggeführt wurden. Ein kleiner Wagen stand zufälliger Weise im Hofe des Präsidentschaftshotels, sie stürzte sich mit dem Grafen von Paris hinein — der kleine Herzog von Chartres erreichte sie nicht mehr — und unerkannt entkam sie glücklich aus der Stadt. Die Herzogin

betrug sich wie eine Heldin, doch ihr Muth war fruchtlos; es war zu Allem zu spät!"

Nachdem der letzte Rest des königlichen Hauses, nämlich die Herzogin von Orleans mit ihren zum Thron berechtigten Kindern verschwunden war, bildete sich eine provisorische Regierung unter dem Vorsitz des berühmten Dichters und Kammermitgliedes Lamartine, und ungefähr zu derselben Zeit, wo das Volk das königliche Schloß (Tuilerien) aller Zeichen des Königthums beraubte und den Königsthron auf offner Straße verbrannte, proclamirte die provisorische Regierung die Republik.

Unendlicher Jubel erfüllte die Stadt. Die Republik, das war ja das Ende der großen Revolution die im Jahre 1789 begonnen hatte. Jetzt, jetzt erst war man zu Ende gelangt. Das Ziel war erreicht, die große geschichtliche Mission der Franzosen war erfüllt, und sie priesen sich glücklich darum, getrost den Gährungsprozessen entgegen sehend, welche nothwendig eintreten mußten, damit die Republik sich gleichsam abkläre, läutere und diejenige Reinheit und Erhabenheit gewinne, welcher sie, um zu dauern, nicht enbehren kann.

3.

Deutſchland.

Von Frankreich flog das Feuer der großen Revolution nach Deutſchland hinüber, wo es das Volk natürlich zunächſt nicht auf dieſelbe Stufe der Erhebung und Würde bringen konnte wie in Frankreich.

Die Deutſchen ſtanden an politiſcher Bildung und Reife um Bedeutendes gegen die Franzoſen zurück; die deutſche Revolution konnte daher nicht daſſelbe ſein wie die gleichzeitige franzöſiſche, ſondern etwa das, was die franzöſiſche Julirevolution war.

Die verſchiedene Geſtaltung beider Völker in ihrem Innern kann kaum den Vergleich ein wenig beeinträchtigen.

Bereits in früheren Zeiten hatten die Mitglieder der badenſchen Abgeordnetenkammer Hecker, Welker, Itzſtein, Baſſermann u. a. die deutſchen Gewalthaber gemahnt, dem Volke die ihm gebührenden Rechte zu gewähren, damit es nicht gezwungen ſei, ſie ſich mit Gewalt zu erobern.

Darüber ergrimmten die Miniſter der deutſchen Staaten ſo, daß in einem derſelben jenen Ehrenmännern, wenigſtens einigen deren, das Recht zu reiſen verweigert wurde.

Der saubere Bundestag, als treuester Beschützer der Throne und aller Aristokratie und als willigster Hetzhund gegen das Volk, säumte nicht, den Groll der Gewalthaber zu dem seinigen zu machen und durch Schärfung der Presse und Anderes gegen die freisinnige badensche Kammer zu operiren.

Allein die Kammer blieb muthig und wurde jetzt, wo sichtbar eine große Revolution anbrach, sogar kühn.

Nun geschah, was wir von Frankreich erzählt haben. Die Fürsten erschraken und glaubten schon das Eindringen französischer Heere durch Soldatenmassen abwehren zu müssen; allein hier war nur das Eindringen des französischen Geistes, oder vielmehr des Geistes der neuen Zeit zu besorgen; gegen diesen aber galten Bajonnete nichts; auch war dieser Geist in den deutschen Staaten längst anwesend, und brauchte deshalb keine Grenze besetzt zu werden.

Die Fürsten mußten die Wahrheit der Sache erkennen und nun darauf denken, jenen revolutionairen Geist niederzuhalten. Allein es glückte desto weniger, da selbst ein deutscher Fürst, als edel und freisinnig längst eine Ausnahme unter seinen Standesgenossen, sich fast freiwillig vor jenem Geiste beugte.

Dieser Fürst war der Großherzog Leopold von

Baden. Er gewährte dem Volke ohne Zögern die lang gewünschte und nur von Bundestage hintertriebene Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Geschworenengerichte, das Recht sich in beliebigem Umfang und in voller Freiheit zu versammeln u.

Das ganze deutsche Volk jauchzte über die Errungenschaften der Badener. Die deutschen Fürsten aber zürnten, und nur der Zweifel, ob sie Angesichts der allgemeinen Völkeraufregung wohl daran thun würden, sich gegen den Volksgeist auszusprechen, hielt sie ab, den Bundestag eine Erklärung gegen den Großherzog von Baden geben zu lassen. Bald hatten sie keine Zeit mehr, sich mit den Maßnahmen Anderer zu beschäftigen.

Im Königreich Sachsen hatte eine förmliche fieberhafte Sympathie die ganze Revolution von Sicilien herauf bis nach Frankreich begleitet. Als man nun vernahm, was in Baden geschehen, so konnte man unmöglich warten, bis die Reihe an Sachsen kam.

Schon am 28. Februar vereinte sich eine Anzahl von Gleichgesinnten und beschloß durch eine Deputation den König Friedrich August um zeitgemäße Reformen anzugehen.

Es waren meist Buchhändler, denen vorzüglich

an der Preßfreiheit gelegen war. An der Spitze der ersten Versammlungen stand der berühmte Blum, welcher sich bereits bei der Entstehung der deutsch-katholischen Kirche als ein Mann des Lichtes, und bei dem berüchtigten 12. August, an welchem, wie man allgemein behauptete, auf Befehl des Prinzen Johann auf das Volk gefeuert wurde, als ein echter Volksmann bewiesen hatte.

Man wendete sich zunächst an den Stadtrath, und dieser zögerte nicht, die allgemeinen Interessen des Volks, die durch hunderttausend Stimmen bereits deutlich genug ausgesprochen waren, zu den seinigen zu machen.

Es ging nun eine Deputation des Stadtraths und zugleich eine frei aus dem Volke gewählte an den König ab. Allein der Bescheid, welchen man erhielt, war durchaus nicht befriedigend.

Da wurde die Theilnahme des Volkes allgemein. Selbst die kleinsten Städte schlossen der Stadt Leipzig sich an, und von allen Seiten her drangen nun Deputationen den Thron an.

Allein der König widerstand mit einer Festigkeit, die beinahe mehr heldenhaft als hartnäckig zu nennen war. Man konnte das Verhalten des Friedrich August kaum erklären. Einige meinten, der Grund

sei eine allzu ängstliche Rücksicht auf Preußen, Andere behaupteten, es sei der Einfluß des Prinzen Johann, wieder andere meinten, die Hartnäckigkeit des Königs habe seinen Grund in der trügerischen Darstellung, welche das Ministerium (besonders die Minister Könneritz und Falkenstein) von der Lage der Verhältnisse Sachsens mache, und von den verrätherischen Rathschlägen, welche es dem Könige gab. Diese hatten vielleicht die richtige Ansicht.

Aber das Volk war mit der Hartnäckigkeit des Königs nicht zufrieden, und die Meinung, daß, um zum Ziele zu gelangen, vor Allem nur nöthig sei, das Ministerium zu stürzen, wurde allgemein. Neue Deputationen gingen an den König ab, und die Verhältnisse wurden so drängend, daß der Herr Minister von Falkenstein es für gerathen hielt, seine Entlassung einzugeben.

Aber auch nach der Entlassung des Ministers v. Falkenstein, dessen schönes Wartegeld dem Volke gar nicht gefiel, änderte sich das Verhalten des Königs nicht sehr; waren seine Bescheide nicht abschlagend, so waren sie doch ausweichend.

So sah sich nun das Volk zu dem Entschlusse gedrängt, zunächst eine Deputation von mehren tausend Staatsbürgern an den König zu schicken, und,

wenn dieſe nichts bewirken ſollte, ſich der legislativen Gewalt anzumaßen und aus eigner Machtvollkommenheit die Freiheit der Preſſe und andere Volksrechte zu publiciren.

Dieſer Entſchluß verfehlte nicht, in der Reſidenz (Dresden), und zwar am Throne, eine bedeutende Wirkung hervorzubringen. Kaum hätte es noch der Steigerung der Energie des Volkes bedurft. Der König war entſchloſſen nachzugeben und bewies dies zuerſt in dem Erlaß vom 9. März, in welchem ſich die Worte befinden:

„§. 1. Die Cenſur iſt von jetzt an bis zum 15. künftigen Monats aufgehoben.“

Damit war natürlich das Volk noch bei weitem nicht zufrieden, und die große Deputation ſollte alſo doch nach Dresden abgeſendet werden.

Vor dieſer Deputation ſchien der Herr Miniſter von Könneritz entſetzliche Furcht zu haben, und er ließ deshalb gegen dieſelbe durch einen ganz nach altem Styl abgefaßten Befehl operiren.

Allein das Volk hatte bereits dem bisherigen Miniſterium den Krieg erklärt und achtete daher die Befehle deſſelben für nichts. Die Verhandlungen der politiſchen Verſammlungen wurden drohender, Dresden begann Theil an der allgemeinen Bewe-

gung zu nehmen, die Gefahr trat in die nächste Umgebung des Thrones, und nun sah sich der König genöthigt, seine bisherigen Räthe zu entfernen und seinen Thron dadurch zu sichern, daß er ihn mit Ehrenmännern, die die Liebe des Volkes schmückte umgab.

Diese waren der Dr. Braun, Dr. von der Pfordten, Robert Georgi und Graf von Holtzendorf.

Und durch dieses Ministerium, welches sich in der Folge die schöne Bezeichnung „Ehrenministerium" erwarb, wurden alsbald alle vorläufige Wünsche des Volkes befriedigt, was durch folgende Veröffentlichung geschah:

„An das sächsische Volk! Von Sr. Majestät dem König an die Spitze der Geschäfte berufen, haben sich Unterzeichnete über folgende Hauptgrundsätze und Maaßregeln vereinigt:

1) Beeidigung des Militairs auf die Verfassung.

2) Aufhebung der Censur für immer. Ein Preßgesetz ohne System der Concessionen und Cautionen.

3) Reform der Rechtspflege auf Grundlage der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit; in Strafsachen Geschwornengerichte.

4) Reform des Wahlgesetzes.

5) Anerkennung des Vereinsrechtes mit Repreſſivbeſtimmungen wegen Mißbrauchs.

6) Geſetzliche Ordnung der kirchlichen Verhältniſſe im Geiſte der Duldung und Parität.

7) Antrag auf Reviſion des Vereinszolltarifs.

8) Kräftige Mitwirkung zu zeitgemäßer Geſtaltung des deutſchen Bundes mit Vertretung des Volkes bei demſelben

Sr. Maj. der König hat dieſen Maaßregeln und Grundſätzen ſeine Zuſtimmung zu ertheilen geruht. Gemäß ihnen wird das Erforderliche eingeleitet werden. Das ſächſiſche Volk wird die hohe Bedeutung dieſer königlichen Entſchließung würdigen und dies durch Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Lande bethätigen.

Dresden, 16. März 1848.

Braun. v. d. Pfordten. Georgi.

So war dieſe Revolution in Sachſen geendet, und mit Freuden muß es bemerkt werden, daß ſie doch auf keiner Seite Unehre bereitete.

Die Bewegung ergriff nun zunächſt Würtemberg, deſſen König nicht allein von dem eignen, ſondern von dem ganzen deutſchen Volke als ein Ehrenmann

gepriesen war, und der sich in der That durch mancherlei Anerkennung der natürlichen Rechte der Völker diesen schönen Namen verdient hatte.

Die Stände waren in Württemberg eben versammelt, und so hatte das Volk seine natürlichsten und kräftigsten Fürsprecher. Schon am 29. Febr. wendete sich ein ständischer Ausschuß mit den Vorlagen an den Thron, dem Volke das Recht und die Freiheit auf öffentliche und mündliche Gerichtsverhandlung, Geschwornengerichte, freies Wort in Schrift und Rede, Bewaffnung, Ablösung aller Feudallasten, desgleichen der Patrimonalgerichte, auf freie Versammlung ꝛc. zurückzugewähren.

Die Gewährung einiger dieser Rechte und Freiheiten hatte der König früher bereits gewissermaßen freiwillig versprochen. Desto mehr durfte man jetzt erwarten, daß die Forderung genehmigt werde.

Doch ehe dies geschehen, fand eine große Bürgerversammlung in Tübingen statt, welche noch ausgedehntere Forderungen stellte.

Besonders freudig begrüßte das deutsche Volk in der Tübinger Adresse den 1. §, welcher die Worte enthielt:

„... Ausbildung der Gesammtverfassung Deutsch-

lands im Sinne eines Bundesstaates mit Volksvertretung durch ein deutsches Parlament."

Viel war bereits vom Volke wegen der innigsten Vereinigung aller deutschen Bundestheile vergebens gesprochen worden. Die Selbstsucht der einzelnen Fürsten hatte sich den Wünschen des Volks stets entgegengestellt.

Jetzt aber war eine Zeit gekommen, wo das Volk Kraft genug besaß, im Nothfalle selbst seine Wünsche zu erfüllen.

Der König Wilhelm von Würtemberg bewahrte sich seinen guten Ruf und ging ohne lange Weigerung auf die Forderungen ein, welche sein Volk an ihn richtete. Er gewährte, was er verfassungsmäßig selbst gewähren konnte, und versprach, der Macht der Stände zu überlassen, was ohne deren Mitwirkung nicht bewilligt werden konnte.

So war auch hier das erste Stadium der großen Revolution glücklich überstanden.

Von Würtemberg aus theilte sich die Bewegung zunächst dem Großherzogthum Hessendarmstadt mit

Die Stände waren verſammelt und nahmen in des Volkes Namen vor dem Throne das Wort.

Der Großherzog Ludwig, ein braver, volkliebender Mann, wie wir ihn ſchon früher bezeichneten, ging mit einer wahrhaften Freude auf die Forderungen ein, und als ihm die Mainzer Bürgerſchaft gleich danach noch umfaſſendere Wünſche vorlegte, ſo gab er darauf folgenden Beſcheid:

„Ich habe von den Wünſchen Kenntniß genommen, welche durch eine Deputation der Magiſtratur meiner lieben Stadt Mainz im Intereſſe der Entwickelung der bürgerlichen Freiheiten und der Erhaltung der öffentlichen Ordnung mir ſind zu erkennen gegeben worden. Ich genehmige die Erfüllung ſämmtlicher dieſer zehn Wünſche, wie dies bereits durch meine Proclamation vom Heutigen meinem ganzen Volke zugeſagt worden iſt. Ich werde alſo nach dem mir vorgetragenem Wunſche ſofort Vorlagen in dieſem Sinne an meine getreuen Stände gelangen laſſen. Auch mein Wunſch iſt die Verminderung des ſtehenden Heeres, und es wird dieſe gewiß eintreten, wenn auswärtige Rüſtungen ferner nicht zu beſorgen, und die Erhaltung des Friedenszuſtandes, den wir Alle wünſchen, und für die ich, was in meinen Kräften ſteht, leiſten werde, geſichert erſcheint.“

In der That konnte eine Revolution von so wichtigen Ergebnissen nicht glücklicher bestanden werden, als in den genannten deutschen Staaten, auf deren Fürstenstühlen Männer von Einsicht und gutem Character saßen. Allein nicht allenthalben in Deutschland waren die Verhältnisse so glücklich wie hier.

Ein Staat, in welchem das Volk in seiner ganzen gesetzlichen Kraft auftreten mußte, um zu erlangen, was andere deutsche Stämme bereits erlangt hatten, war das Kurfürstenthum Hessen.

Die Fürstenwillkühr hatte hier bereits längst vor der Revolution trotz aller Constitution so erbitternd gewirkt, daß es zu bewundern ist, daß das Volk sich selbst beim ersten Anfange zu Bitten herabließ.

In den ersten Tagen des März fanden die ersten Bewegungen statt. In vielen Städten zugleich versammelten sich die Bürger und beschlossen die Bitte an den Fürsten ergehen zu lassen, dem drängenden Geiste der Zeit gerecht zu werden.

Allein dem Kurfürsten war das Herrschen lieb, und sein Dünkel bethörte ihn, einem bittenden Volke, da es keine Kanonen zeigte, Widerstand leisten zu wollen.

Das Volk gerieth in heftige Gährung. Es kannte den Sinn seines Beherrschers und hatte kaum etwas Anderes als Abweisung der Deputationen oder entschieden abschläglichen Bescheid erwartet.

Deshalb wurde der Deputationssturm nun verstärkt, und da der Kurfürst noch immer in seiner abgeschmackten Weise verblieb, so fanden Volksversammungen in den verschiedenen Theilen des Landes statt, die einen sehr drohenden Character annahmen.

Allein der Fürst meinte das ganze Ungewitter zerstören zu können, wenn er sich als einen Helden zeige.

Er machte also seine Truppen mobil und sendete sie an die Orte, wo die Flamme der Revolution am mächtigsten emporschlug.

Allein die Truppen waren von dem Geiste des Volks beseelt. Ein großer Theil der Offiziere erklärte laut seinen Unwillen über das Verhalten des Kurfürsten, und war entschlossen, sich in Allem nach der Bürgerwehr zu richten.

Unter solchen Verhältnissen konnte das Volk nur mit der größten Energie auftreten. Deputationen wurden an den Fürsten gesendet, welche sich mit einem drohenden Entweder-Oder anzumelden hatten, und in den Adressen forderte man mit einer Souve-

cainität, die den machtlosen Monarchen furchtbar demüthigte.

Denn Worte wie die, welche in der Adresse vorkamen, als z. B. „wir haben kein Vertrauen zu Ihnen," „wir fordern unbedingt, daß Ihre Zustimmung bis dahin erfolge;" solche Worte waren wohl nie von sogenannten Unterthanen zu einem deutschen Fürsten gesprochen worden.

Der Kurfürst hätte vielleicht lieber irgend etwas gethan, als dem stürmischen Volke nachgegeben. Allein alle Macht war von ihm gewichen, und so mußte er sich endlich, als das Volk bereits aufgestanden war und den edlen Herrn mit Waffen bedrohete, entschließen, zu bewilligen, was gefordert wurde.

Anders verhielt sich der Herzog von Nassau. Als die Unruhen losbrachen, war er nicht in seiner Residenz. Das Volk glaubte, er halte sich verborgen, und beeilte sich aus dieser Lage der Dinge alle möglichen Vortheile zu ziehn.

Es forderte vom Minister seine Bewaffnung. Der Minister konnte, ohne sich zu verdächtigen, nicht abschläglich bescheiden. Er bewilligte die Bewaff-

nung der Bürger, ja übergab denen sogar das Zeughaus.

Nachdem solches geschehen, konnte der Herzog mit guter Hoffnung dem Volke unmöglich widerstreben. Aber das zu thun schien auch nicht einmal in seinem Sinn und Willen gelegen zu haben. Denn er bestätigte frei vor dem Volke ohne Zurückhaltung und die leiseste zweideutige Miene alles, was das Volk gefordert hatte, und was in seinem Namen bereits von seiner Mutter und seinem Bruder genehmigt worden war.

Baiern. Wäre die große Revolution an allen deutschen Staaten einflußlos vorübergegangen, an Baiern hätte sie dies nicht gekonnt.

Hier waren Rechte und Ehre des Volks aufs Gräulichste von dem Monarchen verletzt worden. Unter den jesuitischen Handgriffen eines erbärmlichen Ministeriums war die Constitution zum Gegenstande des Spottes herabgesunken.

Der Wille des Königs Ludwig regierte, und er regierte so ohne Rücksicht auf staatliches und sittliches Gesetz, daß dem Volke darob die Haare zu Berge stiegen und die Galle arg anschwoll.

Aber die Pfaffen, die aufrichtigſten Freunde des Königs, übten ihre Macht aus und verhinderten früher eine Revolution, die nun, da alle Völker revoltirten und einmal der Richterſtuhl aufgeſchlagen war, welcher über Fürſtenſünder zu verfügen das Recht hatte, unmöglich noch verhindert werden konnte.

Die berüchtigte Lola Montez, eine ſpaniſche Tänzerin, welche ſich in verſchiedenen Städten Europas mit den Polizeiſoldaten herumgeprügelt und manches andere geübt hatte, was ſie der Verachtung werth machte, hatte das Glück, dem Könige ſo ſehr zu gefallen, daß er ſie erkieſete zu ſeiner Bereiterin gewiſſer Freuden, die ſich in die Nacht zu verſtecken pflegen und von der Feder nicht wohl näher bezeichnen laſſen.

Gerührt von der Bereitwilligkeit und vielleicht beſonderen Ergötzlichkeit der Dirne, beſchloß der König ſie zu adeln und zwar gar in den gräflichen Stand zu erheben.

Ob nun ſchon im Adel kein Werth vorhanden (was gerade aus dieſer Adelung recht erſichtlich), ſo ſchien es doch ſo. Das Miniſterium ſträubte ſich gegen des Königs Vorhaben und hatte das Geſchick, um der verworfenen Dirne willen entlaſſen zu werden.

In der That, scheußlicher konnte eine Constitution und eine Volksehre nicht verhöhnt werden. Das Volk gab den tiefsten Unwillen kund; allein wie erwähnt, hielt es die Pfaffengesellschaft im Zügel.

Diese Gesellschaft aber erhielt bald Ursache, dies zu bereuen, und so that sie nun das Umgekehrte von dem, was sie früher gethan hatte.

Da brach in München der Aufstand gegen die Dirne los, welche sich jetzt Gräfin von Mansfeld nannte. Sie wurde verjagt; aber das um ihrer Adelung willen eingesetzte Ministerium blieb mit der Schande des Thrones, und damit auch die tiefe Erbitterung des Volkes.

Als nun die große Revolution nach Deutschland herein trat, so waren die Bayern eben in derjenigen Stimmung, welche zu einer grimmigen Revolution nöthig ist.

Am zweiten März begannen die Zöglinge der Universität, welche noch von den Angelegenheiten der Gräfin von Mansfeld her Ursache zur Unzufriedenheit hatten, den Aufstand. Sie sendeten eine Deputation zum Könige, die alles das zu fordern hatte, was man in den andern deutschen Staaten forderte, und darüber noch einiges, welches sich weniger auf Baiern, als das gesammte deutsche Reich bezog.

Zu gleicher Zeit forderten die Bürger vom Throne die ſchleunigſte Einberufung der Stände. Denn ſie fühlten, daß es dieſe bairiſche Revolution unmöglich nur mit königlichen Gewährungen bewenden laſſen könne. Der König hatte ſich durch ſein charakterloſes und unſittliches Leben ſo verächtlich gemacht, daß man weder zu ſeiner Geſinnung Vertrauen hatte, noch ſein Wort für ein Ehrenwort annehmen mochte.

Zugleich mit der Bürgerſchaft verſammelten ſich die anweſenden Reichsräthe und ließen eine gleiche Forderung an den Thron ergehen.

Der thörigte König Ludwig war in dem Glauben befangen, daß er bei dem Volke in hoher Achtung ſtehe und daß es wie ein Kind zu der väterlichen Geſinnung Vertrauen hege, von der er ſich in ſeinen Erlaſſen ſehr viel zu ſprechen bisher das Vergnügen gemacht hatte.

So war es ihm denn möglich, die große Revolution und die verſchiedenen Anforderungen der Volksdeputationen ignoriren und nur mit dem Verſprechen abfinden zu wollen, nach zwei Monaten die Stände zu berufen.

Da eilten die Münchner auf das Rathhaus. Alle Stände verſammelten ſich, die Studenten fehlten nicht. Die Wuth gegen den ſo verachteten König

wurde furchtbar. Man glaubte, er gehe auf einen Betrug aus, und ſolches von dieſem Monarchen ertragen zu ſollen, das empörte alle Gefühle.

Die Verſammlung war furchtbar. An eine parlamentariſche Ordnung war nicht zu denken, jedes Mitglied ſchien zu fühlen, daß man mit dieſem Könige gar nicht unterhandeln, ſondern ihn vom Throne weiſen ſollte, und ſchon war in dieſer und jener Gruppe von einer Entthronung (jedoch zu Gunſten des Thronfolgers) die Rede.

Unterdeſſen war von ängſtlichen Bürgern der Regierungspräſident herbeigerufen worden. Er trat auf die Rednerbühne.

Da aber gleich ſeine erſten Worte von pflichtmäßiger Geduld und des Königs väterlicher Geſinnung handelten, ſo erhob ſich ein fürchterliches Toſen, ſo daß der unglückliche Redner kein Wort mehr hervorbringen konnte. Er verließ den Saal, eilte nach dem königlichen Schloſſe und machte eine ſolche Beſchreibung von dem Aufruhr, daß der König nicht zögerte, die ganze anweſende Truppenmaſſe vor das Schloß rücken und ſodann die wichtigſten Straßen und Plätze mit Artillerie und Küraſſieren beſetzen zu laſſen.

Da verläßt augenblicklich das wüthende Volk

das Rathhaus und erſcheint bald darauf bewaffnet mit Flinten, Spießen, eiſernen Stangen, Heugabeln und andern gefährlichen Geräthen.

Als ob ein Plan auf das beſte angelegt und verabredet worden, ordneten ſich die Haufen und traten, zum Kampf bereit, den Truppen entgegen.

Da fand ſich der König, der Macht und Stimmung ſeiner Soldaten mißtrauend, bewogen, das Volk durch das Verſprechen, die Stände ſchon in einigen Tagen zu berufen, zu beruhigen.

Aber die Beruhigung war keineswegs nachhaltig. Das Volk wollte mehr, es wollte nämlich in Baiern mehr als anderswo; worin dieſes Mehr aber beſtehe, das wagte es ſelbſt kaum auszuſprechen, das lag ihm eigentlich nur im Gefühl, und das that ſich eben darin kund, daß dem Volke nichts behagte, was der König verſicherte, daß es vor jeder Unterhandlung mit dem Könige einen Widerwillen empfand.

Gleichwohl wurde der König forthin mit Forderungen beſtürmt. Alle Städte ſchickten ihre Deputationen, und alle dieſe Deputationen hatten ein und daſſelbe Wort im Munde, welches lautete:

„Das Volk fordert und will, 1) vollkommene Preßfreiheit, 2) Gewiſſens- und Lehrfreiheit, 3) ein Geſetz über Verantwortlichkeit der Miniſter, 4) Be-

eidigung des Militairs auf die Verfaſſung 5) Aufhebung aller feudalen Laſten, 6) Perſönliche Freiheit, 7) Vertretung des Volks beim deutſchen Bunde, 8) Volksthümliche Wehrverfaſſung, 9) Gerechte Beſteuerung, 10) daß die Bildung durch Unterricht Allen gleich zugänglich werde, 11) Ausgleichung des Mißverhältniſſes zwiſchen Arbeit und Capital, 12) Geſetze, welche freier Bürger würdig ſind, und deren Anwendung durch Geſchwornengerichte, 13) Volksthümliche Staatsverwaltung, 14) Abſchaffung aller Vorrechte."

Der König wich all dieſen Forderungen aus durch Verweiſung auf die berufenen Landſtände. Aber hätte er auch Alles ohne Weiteres bewilligt, das Volk würde nicht ruhig geworden ſein.

Am 5. März war München wieder im furchtbarſten Aufſtande. Volk und königliches Militair ſtanden ſich gegenüber und waren eben im Begriff den Kampf zu beginnen, als der Prinz Karl erſchien und verſicherte, daß der König Alles zu bewilligen bereit ſei, ſofern die Stände ſich beiſtimmend ausſprechen würden, daß die Abgeordneten aber nicht wie bisher, ſondern in der freieſten Weiſe gewählt werden ſollten.

Aber das Volk erklärte dem Prinzen ins Geſicht, daß es auf das Wort des Königs nicht mehr gebe

als auf das Wort eines gewiſſenloſen Menſchen, und daher andere Bürgſchaft verlange.

Der Prinz gab alſo ſein Ehrenwort. Das wurde mit Freuden aufgenommen und damit gleichſam dem Prinzen geſagt, daß man ihn für einen Ehrenmann halte.

Allein die Revolution war dadurch keineswegs beſchwichtigt. Die Urſache des häßlichſten Mißbehagens, welches die Baiern empfanden, konnte ja durch keine Gewährung beſeitigt werden.

Da fühlte man ſich auch durch nichts, was der König Ludwig zuſagte, ja nicht einmal dadurch befriedigt, daß der König den beim Volke nicht unbeliebten Kronprinzen Maximilian zum Mitregenten annahm. Man tobte fort und fort. Man wollte etwas, und mochte es doch nicht geradezu ausſprechen, was man wollte.

Zum Glücke aber merkte nun der König Ludwig, was ſein Volk eigentlich von ihm forderte, und was er nicht abſchlagen konnte, ohne ſich auf einen furchtbaren Kampf einzulaſſen. So entſchloß er ſich denn nun folgende „königliche Worte" an die Baiern zu richten:

„Baiern, eine neue Richtung hat begonnen, eine andere als die in der Verfaſſungsurkunde enthaltene,

in welcher Ich nun im 23ſten Jahre geherrſcht. Ich lege die Krone nieder zu Gunſten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfaſſung regierte ich, dem Wohle des Volks war mein Leben geweiht — als wenn Ich eines Freiſtaates Beamteter geweſen, ſo gewiſſenhaft ging ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen ſehen. Und nun meinen tiefgefühlten Dank Allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgeſtiegen, ſchlägt glühend mein Herz für Baiern, für Deutſchland.

München, 20. März 1848. Ludwig."

Der König hatte alſo die Krone niedergelegt und ſie einem Würdigeren überlaſſen. Das war ja die Forderung des Volkes geweſen, welche es nicht hatte in Worten ausſprechen mögen.

Von nun an legten ſich auch die Revolutionsſtürme in Baiern, und man überließ die ohnehin ſchon geſicherten Freiheiten ihrer Entwickelung und Ausbildung durch die Stände.

Nun ergriff das Feuer der Revolution auch den größten der deutſchen Staaten, von dem man ge-

meint hatte, daß er, von der Metternichſchen Politik in Todesſchlaf gedrückt, an der Revolution gar nicht Theil nehmen werde.

Allein eben unter dem Drucke reift ja die Rache, und des Gefühls deren bedarf es zu einer Revolution, die Fähigkeit zur Freiheit bringt das neue Stadium.

Die jämmerlichen Finanzverhältniſſe des Staates, die in allzu grellem Mißverhältniß mit dem überſchwenglichen Reichthum der Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes ſtanden, der klare Beweis, daß des Volkes Schweißtropfen nur in die Börſen der allerhöchſten Herrſchaften gefloſſen waren, das hatte die Oeſterreicher bereits aufs Beſte vorbereitet, als das Ausland das Signal zur Völkerbefreiung gab.

Am 13. März verſammelten ſich die öſterreichiſchen Landſtände; allein es waren Stände, geformt von Metternichs Politik, und daher kein Weſen von welchem das Volk die Auswirkung nur der kleinſten Freiheit hätte erwarten können. Nicht einmal die Städte und Gemeinden waren in ihnen vertreten. Daher wurde jetzt auf ſie faſt gar nicht Rückſicht genommen.

Die Studenten verſammelten ſich 1500 Mann ſtark. Und da eine Bittſchrift, welche Preßfreiheit

forderte, mit Hohn von dem Erzherzog Ludwig zurückgewiesen wurde, so zogen sie vor das Ständehaus, um die Versammlung der Hochadlichen und geistlichen Volksvertreter zu zwingen, Absetzung der bisherigen Minister, Einsetzung verantwortlicher Minister, Preßfreiheit und Volksbewaffnung zu decretiren oder wenigstens sogleich in Berathung zu ziehen.

Allein die Volksvertreter waren Volksverräther, und anstatt die Forderungen zu genehmigen oder die Fordernden zu bescheiden, nahmen sie die Deputation gefangen und sperrten sie ein.

Vor dem Ständehaus aber gesellte sich zu dem Häuflein der Studenten bald eine ungeheure Volksmenge. Der Muth stieg.

Da erfuhr man das Schicksal der Deputation. Sogleich nahm man stürmend das Ständehaus und befreite die Gefangenen.

Aber bereits hatte die aristokratische Versammlung auch für tüchtige Militairmassen gesorgt. Diese besetzten so eben die Straßen und ermangelten nicht, in ihrem von der aristokratischen Politik eingeflößten Blödsinn auf das Volk zu feuern.

Jetzt brach der furchtbarste Kampf los. Bald war die ganze Bürgerschaft in Bewegung und unter Waffen. Das Ständehaus wurde erstürmt und

gänzlich demolirt. Das Zeughaus war der Preis eines fürchterlichen Kampfes; aber das Volk ſiegte. Auch ward ihm an anderen Orten der Sieg zu Theil; und je vollſtändiger allmälig ſeine Bewaffnung und je ausgedehnter ſeine Theilnahme wurde, deſto mehr verloren die Truppen die Ausſicht auf den Sieg und den Muth.

Unter ſolchen Umſtänden ſah ſich der Kaiſer genöthigt, Preßfreiheit und Volksbewaffnung zu bewilligen und den verhaßten Staatskanzler, Fürſten von Metternich, der Oeſtreichs Völker in die ſchmählichſten Feſſeln geſchlagen hatte, ſeines Amtes zu entſetzen. Der mit Fluch beladene Greis flüchtete zu Fuß aus Wien, verſchwand, und kam erſt in England wieder zum Vorſchein.

Aber durch jene Gewährungen wurde das Volk nur auf wenige Augenblicke beruhigt. Es behielt ſeine ſehr drohende Stellung, und ſo mußte ſich der Kaiſer endlich entſchließen, eine förmliche Conſtitution mit verantwortlichem Miniſterium zu gewähren.

Allein die öſterreichiſche Ariſtokratie, welche in ihre mittelalterlichen Grundſätze mehr als irgend eine

andere eingeroſtet war, konnte natürlich die Schritte des Kaiſers nicht gut heißen. Erkannte ſie auch an, daß die Nothwendigkeit ſie geboten habe und noch immer gebiete, ſo bot ſie doch alle Kräfte auf, um das, was von Seiten des Kaiſers geſchehen war, zu einem Scheinwerke zu machen. Dadurch wurde der Grund zu einer neuen Revolution gelegt, welche nach einem Monat zum Ausbruch kam.

Während dieſer Zeit hatten auch die Monarchen von Weimar, Koburg, Braunſchweig, Altenburg, Hannover u. a. das Schickſal ihrer deutſchen Standesgenoſſen gehabt, und die Revolution hatte nun nur noch in Preußen ihr Schauſpiel aufzuführen.

Das geſchah. Der Thron von Preußen war an ſeinem Volke wortbrüchiger geworden als ſonſt einer. Seit 1819 war eine Conſtitution verſprochen, aber bis jetzt nicht gewährt worden.

Denn die Conſtitution, welche der König Friedrich Wilhelm IV. vor Kurzem gegeben, ſie war nichts als ein Scheinding, ebenſo wie auch die Land-

stände Friedrich Wilhelms III. nichts waren als ein falscher Pfennig, der dem Volke das versprochene und nicht gewährte Geldstück vergessen machen sollte.

Naumburg an der Saale war die erste Stadt, welche sich in Preußen für die Revolution erklärte und ihre Forderungen an den Thron stellte. Dies geschah in den ersten Tagen des März.

Diesem Beispiele folgten rasch nach einander eine Menge von Städten. Und die Rheinstädte stellten ihre Bitten in einer so kräftigen und männlich kühnen Sprache, daß man darin wohl erkannte, die Zeit der Volksmündigkeit müsse gekommen, oder wenigstens sehr nahe sein.

Die Petition der düsseldorfer Bürgerschaft z. B. lautete:

„Wir bitten Ew. Majestät um eine wahrhafte Volksvertretung mit beschließender Stimme in allen Wegen der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung; um Gleichstellung aller Religionsgesellschaften in Bezug auf bürgerliche Rechte; um unbedingte Preßfreiheit; um Geschworene für alle politische und Preßvergehen; um Sicherung der persönlichen Freiheit; um Fürsorge für die arbeitenden Classen; um Mittheilung des Strafgesetzentwurfs an die Volksvertreter; um freies Associationsrecht ꝛc.; um Vermittelung eines

deutſchen Parlaments! Möge Preußen den übrigen deutſchen Staaten leuchtend vorangehen! Wir haben die feſte Zuverſicht, daß unſerm Vaterlande kein Nachtheil geſchehen kann, wenn die Regierung den rechten Augenblick wo ſie ihre Intereſſen mit denen des Volks verknüpfen und einigen kann, nicht vorübergehen läßt. Die Wünſche und Forderungen einer gebildeten und vaterlandsliebenden Bevölkerung ſind gerecht und billig. Finden ſie ein geneigtes Ohr, ſo ſteht Preußen und Deutſchland wie ein feſte Burg. Deß ſind wir gewiß! Geht dieſe Mahnung ungehört vorüber, ſo wiſſen wir nicht, welchen unſeligen und troſtloſen Verwickelungen der Geſchichte wir entgegen gehen, und verwahren uns vor aller Mitſchuld, wenn das Vaterland in einer künftigen Kataſtrophe vergebens nach begeiſterten und hochherzigen Kämpfern ſucht. Wir ſchließen mit der uralten ewigen Erfahrung, welche auf allen Blättern der Weltgeſchichte ſteht, daß diejenigen Länder die beſten Söhne hatten, welche ſie alle Theil nehmen ließen an den Angelegenheiten des Vaterlandes. Es vertrauen der Weisheit und Gerechtigkeit Ew. Maj. Dero unterthänigſte Bürger Düſſeldorfs."

Solche Petitionen, ja noch energiſchere, gingen

aus allen Gegenden des Staates im königlichen Cabinete ein.

Allein der König war von fürstlichem Vorurtheil erfüllt oder erkannte die Geschichte und die Gewalt der Zeit nicht. Genug, er wies alle Bitten mit der Bemerkung zurück, daß das, was das Land bedürfe, von ihm schon werde mit den Landständen berathen werden.

Ein solcher Bescheid empörte desto mehr, als bald alle deutschen Stämme die ihnen gebührenden Rechte glücklich von den Fürsten errungen hatten.

Da erhob sich das Volk fast in allen Provincialhauptstädten und drohete mit Gewalt zu erwerben, was nicht willig gewährt werden sollte.

Umsonst, der König beharrte hinfort auf seinem Vorsatze. Aber er war nicht im Stande, die Stürme zu beschwören, denn in seiner nächsten Umbung, in Berlin selbst, wurde es immer unruhiger, immer revolutionärer.

Da erschien das königliche Patent, nach welchem, nach ein und einem halben Monate, die Landstände zusammentreten sollten.

Das schien ein Hohn zu sein. Das Volk von Berlin wurde wüthend. Umsonst hatte sich der Oberbürgermeister von Berlin, Namens Krausnik, mehre

Tage lang bemüht eine Audienz beim Könige zu erhalten, um ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen.

Desto erbitterter war die Stimmung. Am 14. März Abends versammelte sich eine ungeheure Volksmenge vor dem Schlosse. Sie forderte stürmisch, daß der König ihre Abgeordneten nicht schnöde von der Schwelle zurückweise, sondern vernehme.

Aber noch waren die Abgeordneten nicht vorgekommen, als dichte Militärmassen heranrückten und ihre Waffen gegen das Volk gebrauchten.

Das Volk war zu wenig vorbereitet und konnte nicht Widerstand leisten. In wildem Tumulte verließ es den Schloßplatz, zerstreute sich und verbreitete die Wuth durch die ganze Stadt.

Noch fühlte man sich nicht kräftig genug, um den Kampf mit den ungeheuern Militärmassen aufzunehmen, aber man bereitete sich auf denselben vor.

Während dessen aber wurde der Thron fortwährend mit Petitionen bestürmt, die jedoch kein anderes Schicksal hatten als die früheren.

Während dessen waren auch eine Menge Metzeleien zwischen dem Volk und dem Militär vorgekommen, die die Stimmung der Bürgerschaft immer heftiger reizte. Am 17. März ging die Kunde von

dem Siege der Wiener ein, und das Gerücht verbreitete sich, daß eine Deputation der Rheinlande eingetroffen sei und dem Throne mit dem Abfall der Rheinprovinz vom preußischen Staate drohe, wenn nicht des Volkes gerechte Forderungen unverzögert erfüllt würden.

Da stieg mächtig des Volkes Kühnheit. Man forderte — zuerst die academische Jugend — unverzügliche Bewaffnung des Volkes. Diese Speculation war gut; aber die Regierung war klug oder unklug genug, sie nicht gelingen zu lassen, indem sie einen Theil der Bürgerschaft zu Schutzbeamteten machte, welche kein anderes Schutzmittel als einen Stab zu führen berechtigt sein sollten.

Indessen wurden die Verhältnisse doch so drängend, daß es der König für gerathen hielt, dem Volke irgend etwas, und wär es nur zur augenblicklichen Beruhigung, zu gewähren.

Das that er am 18. März. Er gewährte Preßfreiheit und einiges Andere, was mehr das deutsche Reich, als Preußen anging.

Man war nicht zufrieden. Man hatte Anderes und mehr gefordert. Aufs Neue wurde eine Deputation an den König gesendet, welche zugleich für das bereits Gewährte Dank zu sagen hatte. Vor

dem Schlosse hatten sich an 5000 Menschen versammelt, welche aber in völliger Ruhe der Rückkunft der Deputation harrte.

Da wurden von Seiten des Militärs, welches in der Nähe des Schlosses in dichten Massen aufgestellt war, mehre Schüsse ohne allen rechtlichen Grund gegeben. Dies veranlaßte zu dem Glauben, daß der König auf einen Volksverrath ausgegangen sei.

In furchtbarer Wuth zerstreute sich die Menge durch alle Straßen und allenthalben in der großen Stadt erscholl der Ruf:

„Zu den Waffen! das Volk ist verrathen!"

Nun begann der furchtbare, aber für das Volk glorreiche Kampf, welchen J. Minding folgendermaßen beschreibt:

„Der Schildever dessen hatte den Schloßplatz um 2½ Uhr verlassen. Kaum hatte er einige Anordnungen in seinem Geschäfte getroffen und verließ das Haus wieder, als ihm — etwa um 3 Uhr — Bürger ohne Hut und mit zerrüttetem Ansehen entgegenstürzten. „„Man hat auf uns geschossen, auf die Schutzbeamteten ist geschossen worden, wir sind verrathen!"" schrieen sie. Alles rannte nach Waffen, zu den Thürmen, um Sturm zu läuten, durch die

Straßen, um die Schreckensbotschaft weiter zu verbreiten und die ganze Bevölkerung der Stadt zum Kampfe anzufeuern. Der Krieg zwischen Bürgerschaft und Militär begann, ein ungleicher Kampf, der Kampf undisciplinirter, meist waffenloser Haufen, die der Zufall zusammenwürfelte, gegen ein organisirtes und planvoll vertheiltes und geleitetes Heer regulairer Truppen. Aber diese regellosen Haufen entwickelten an diesem ewig denkwürdigen Tage einen Heldenmuth ohne Gleichen, eine Tapferkeit und Unerschrockenheit, auf die wir stolz zu sein das vollkommenste Recht haben. Gleich nach drei Uhr begann der Kampf an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße. Eine Barricade, welche das Eckhaus, worin sich die Zeitungshalle befindet, mit dem gegenüber liegenden Eckhause verband, wurde in Eile und mit unerwarteter Geschicklichkeit aufgeführt, indem man zwei Droschken und eine Kutsche, welche die darin Sitzenden freudig hergaben, niederwarf, dazu das Schilderhaus vom Bankgebäude, die Brücken von den Rinnsteinen, Fässer und Steine in die Lücken stopfte, das Straßenpflaster aufriß. Eine zweite Barricade entstand eben so schnell an der Ecke der Werderstraße, dem Gouvernementshause gegenüber. Die Posten in der Nachbarschaft wurden im

Augenblick entwaffnet, ein Soldat wurde, wie es heißt, während des Ringens um ſein Gewehr getödtet. Auf die Dächer der Häuſer wurden Steine getragen. Kaum waren die Barricaden nothdürftig fertig, ſo ſprengte eine Dragonerabtheilung in der Jägerſtraße heran, welche durch Steinwürfe vertrieben wurde. Gleich danach erſchien von der anderen Seite her ein Bataillon Infanterie und richtete ein heftiges Feuer zuerſt gegen das Eckhaus der Werderſtraße, wo ſich eine Reſtauration befindet, dann gegen die anderen Häuſer. Im Locale der Zeitungshalle wurde der Conditor Riprecht, ein guter und braver Mann, und ein Stock höher ein Dienſtmädchen, das mit den Worten „„ſeinem Schickſal kann man nun einmal nicht entgehen““ ans Fenſter trat, getödtet. Beide fielen ohne einen Laut zu Boden. Der Widerſtand aus den Häuſern konnte in Ermangelung von Schußwaffen nur ſo lange fortgeführt werden, als die Steine auf den Dächern reichten. Die Steinſchützen der Zeitungshalle entgingen der Verhaftung, als die Häuſer vom Militär genommen waren, durch die Flucht über die Dächer. Um etwa 4 Uhr Nachmittags war die Kunde von dem auf das Volk geſchehenen Angriffe in das Univerſitätsgebäude gedrungen, wo eben eine allgemeine

Verſammlung der Studenten, die den Schutzbürgern zur Aufrechthaltung der Ruhe ſich angeſchloſſen hatten, unter Vorſitz eines Profeſſors ſtattfand. Ein allgemeines Entſetzen, gemiſcht mit Erbitterung über die fehlgeſchlagenen Hoffnungen, ergriff die jungen Gemüther. Jetzt erfolgte Bewaffnung allgemein, und dreifarbige Cocarden (ſchwarz roth gold) wurden an Hüte und Mützen geſteckt. Die jungen Leute haben Wunder von Tapferkeit verrichtet. Auch viele Frauen haben mit Begeiſterung und Heldenmuth an dem Kampfe Theil genommen, manche mit den Waffen in der Hand. Ein Mädchen, wird erzählt, dem der Geliebte an einem der frühern Tage getödtet worden war, erſchoß einen Dragoneroffizier. — Inzwiſchen bedeckte ſich die Stadt mit Barricaden, die größtentheils ſehr gut aufgeführt wurden, viele ſogar ſchön und mit Fahnen verziert. In dem ſüdlichen und ſüdöſtlichen Theile der Stadt ſtieg die Aufregung von Minute zu Minute. Bürger aller Stände, Studirende und Arbeitsleute ſtürzten mit allerhand in der Eile zuſammengerafften Waffen und Handwerksgeräthen auf die Straßen und benützten die längs der Jeruſalemer Straße zum bevorſtehenden Jahrmarkt aufgebauten hölzernen Buden zur Errichtung von Barricaden, die ſich von nun an mit reißender

Schnelle bis zu den äußersten Vorstädten fortpflanzten und alle Straßeneingänge in kleine Festungen verwandelten. Das Straßenpflaster und an manchen Stellen die Granitplatten wurden aufgerissen, theils um die Barricaden zu verstärken, theils um Vertheidigungsmaterial zu gewinnen. Die Dächer der Eckhäuser, welche den Barricaden zu Stützpunkten dienten, wurden abgedeckt und mit Männern aus dem Volke besetzt, welche sich vorbereiteten, die heranziehenden Truppen mit einem Steinhagel zu empfangen. Die schwarzrothgelbe Fahne des deutschen Reichs wurde fast überall aufgepflanzt und von dem Volke mit dem Jubelrufe: „„es lebe die Freiheitsfahne!““ begrüßt. Einige Haufen der bewaffneten Handarbeiter stürmten die Kirchenthore und erstiegen die Thürme, um die ganze Nacht hindurch Sturm zu läuten. Von Zeit zu Zeit erschienen junge bewaffnete Männer, meistentheils Studenten, um die Barricaden zu inspiciren, der Menge Verhaltungsvorschriften zu geben oder sie nach anderen Punkten des Aufstandes hinzuleiten. Die buntgemischten Haufen folgten willig auf den blutigen Schauplatz des mörderischen Kampfes. An den Barricaden wurden während der Nacht Wachtfeuer unterhalten, an denen sich die Volksmassen erwärmten und Kaffee kochten

Die benachbarten Bäcker lieferten dazu Eßwaaren in Ueberfluß. Gegen Abend begann der Donner der Kanonen. Die Königſtraße, die große Friedrichsſtraße, die Breite-Straße wurden mit Kartätſchen beſchoſſen Das Haus des Conditor d'Heureuſe, welches quer vor der Mündung der Breiten-Straße und dem Schloſſe gerade gegenüber liegt, war in eine kleine Burg verwandelt, welcher das cölniſche Rathhaus zur Ueberfahrt diente. Auf der Zinne des d'heureuſeſchen Hauſes wehete eine ungeheure ſchwarz-roth-gelbe Fahne. Dieſes Haus wurde fürchterlich mit Granaten und Flintenkugeln beſchoſſen und endlich von dem potsdamer Regiment mit ſchwerem Verluſt erſtürmt und eingenommen."

Aber dieſer Gewinn der Truppen war nicht von Bedeutung. An anderen Orten erlitten ſie Niederlagen. Als der junge Tag graute, war der Sieg des Volkes ganz geſichert.

Aber noch immer war der König unbeugſam und erklärte ſtolz, daß er wohl bereit ſei die Wünſche des Volkes zu erfüllen, aber nicht wenn ſie in Forderung, ſondern nur, wenn ſie in unterthäniger Bitte vorgebracht und zu gleicher Zeit die Barricaden vom Volke wieder weggeräumt würden.

Da aber erhielt er Kunde von verschiedenen Siegen des Volks, von der Erstürmnng und Einnahme mehrerer Kasernen, des Landwehrzeughauses und vieler Wachen, von der Gefangennehmung des Generals Möllendorf und endlich von der bedenklichen Stimmung einiger Bataillone.

Nun begann der König seinen großen Irrthum einzusehen. Der Aufstand fing an, seinem Hause und seiner Person zu nahen. Da bemächtigte sich Furcht und Schrecken seiner, und er fand sich jetzt aufgelegt und fähig, die Bewilligung aller Forderungen des Volkes zuzusagen und die Truppen in die Kasernen zurück zu befehligen.

Einen seltsamen Contrast zu dem hochfahrenden Tone des Königs vor der Entscheidung des Kampfs bildete der sehr gedrückte Ton der königlichen Bekanntmachung, welche am frühen Morgen des 19. März mit der Ueberschrift „an meine lieben Berliner" erschien. Ihr Schluß lautete:

„Hört die väterliche Stimme eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland an-

brechen wird. Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die ſehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen thränenreichen Bitten mit den meinigen.“ Friedrich Wilhelm.

So hatte ſich alſo der Monarch, der hartnäckig jede Forderung zurückgewieſen und vom Volke nur unterthänige Bitten genehmigen gemocht, entſchließen müſſen, ſelbſt das Volk zu bitten.“

Das war ein Uebergang von einem Extrem zum andern, und dieſer hatte gewiß dem Könige einen fürchterlichen Seelenkampf gekoſtet. Aber wohl ihm, daß er dieſen Kampf zu beſtehen vermocht, denn nur eben dadurch konnte es ihm möglich ſein, des Volkes Vertrauen wieder zu gewinnen.

Aber noch war dem allerdings ſehr, ſehr verirrt geweſenen Monarchen eine fürchterliche Rache zugedacht. Dieſe beſtand darin, daß man die gräßlich entſtellten Leichen der Gefallenen in ſein Schloß trug und ihn zwang, dieſe ſchauerlichen Opfer ſeiner Verblendung anzublicken, ja — wie behauptet wird — vor ihnen das Haupt zu entblößen.

Inzwiſchen hatte doch die — vielleicht wahrhafte — völlige Umwandlung der königlichen Geſinnung eine gute Wirkung gehabt, ſo, daß man ihn ſelbſt

in der Stunde, wo man sich an ihm so furchtbar rächte, mit diesem und jenem freundlichen Zurufe segnete.

Das absichtlich ausgestreute Gerücht, daß der König den Kampf mit seinen Truppen nicht habe haben wollen, und daß ihn vielmehr der Kronprinz befohlen, befreundete mit dem König noch mehr; dazu befriedigte die Gewährung einer allgemeinen Volksbewaffnung und die Entlassung der bisherigen Minister.

So war es möglich, daß nach einigen Tagen Berlin voller Jubel war, als der König sich für die Revolution erklärte und mit der Verkündigung, daß er sich an die Spitze der revolutionären Bewegung stellen wolle, geschmückt mit den deutschen Farben und überwallt von einer großen dreifarbigen Fahne, durch die Straßen ritt.

Dieser in der That wunderliche Act des Königs wurde natürlich in fast allen außerpreußischen deutschen Staaten in einer Weise gedeutet, die dem König gar nicht behagen konnte und ihn über seinen abermaligen großen Irrthum enttäuschen mußte.

Möglich, daß ihm die gänzliche Umwandlung seiner Gesinnung, daß ihm der ungeheure Sprung vom absoluten Herrscher zum ersten Bürger eines Freistaates im Herzen gelungen war.

Allein er hätte erwägen ſollen, daß Deutſchlands Volk dieſen Sprung, Angeſichts der Hunderte von Leichen, die man in das Schloß trug, für unbegreiflich und unmöglich halten mußte. Eine ſolche Umwandlung der Geſinnung zu glauben, dazu gehörte mehr als die dreifarbige Fahne in der Hand des Fürſten zu ſehen, dazu gehörten viele und große Beweiſe.

In der ſpätern Zeit gab Friedrich Wilhelm allerdings Beweiſe dafür, daß er einer gewiſſen Volksfreiheit nicht abgeneigt ſei. Aber dieſe Beweiſe waren keineswegs groß und unzweifelhaft und von dem Willen, die Stelle eines erſten Bürgers eines Freiſtaates einzunehmen, zeigte er ſich noch ſehr entfernt.

So hatten denn nun alle deutſchen Volksſtämme diejenigen bürgerlichen Freiheiten und Rechte erlangt, ohne welche ſie von einer Volksehre nicht ſprechen konnten, und die in uralten Zeiten des Volkes heiliges Eigenthum geweſen waren.

Erſt in der Periode des Herrenthums, wo es mittels des damals noch unbegreiflichen Chriſtenthums, welches in jener Zeit ſtatt des Lichtes Finſterniß verbreitete wie die Sonne in dem Augen eines

an Finſterniß Gewöhnten, Einzelnen gelungen war, ſich über die Menge zu erheben und über ihr zu ſchalten; erſt in dieſer Periode war jenes heilige Beſitzthum dem Volke aus den Händen geſpielt worden.

Volkswehr, Volksgeſetzgebung, freies Wort, Verſammlungsfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in den Volksverhandlungen, Gericht durch Geſchworne, Gleichheit des Rechtes und der Abgaben, freie Wahl der Volksbeamteten ꝛc., alles das war eine Eigenthümlichkeit des deutſchen Urvolkes und darin leuchtete die Freiheit, und dieſe Freiheit alſo war nun wiedergewonnen. Das Vorhandenſein von Fürſten verneint dieſe Freiheit nicht, ſondern ſetzte ſie nur in Gefahr.

Am Volke war es jetzt, ſie womöglich ohne blutige Umſtürzungen zu ſichern und eine neue Epoche vorzubereiten, durch welche auch dieſe Gefahr entfernt wird. Daß dieſe Epoche von ſelbſt nicht ausbleiben kann, erkennt, wer der Geſchichte waltenden Geiſt erkennt.

Nachdem nun die bürgerlichen Freiheiten wieder errungen waren, und zwar ſo von allen deutſchen Volksſtämmen in gleichem Gefühl und Takte wieder errungen waren, da blickten ſich dieſe edlen Volksſtämme ſtaunend ins Geſicht und riefen aus: ja, jetzt wiſſen wir, daß wir alle nur ein einziges Volk

ſind und nach Gottes Willen ſein ſollen, und daß es ein fürſtlicher Trug war, uns glauben machen zu wollen, wir ſeien verſchiedene Völker.

Da ergriff die Idee eines einigen, großen Deutſchlands, welche bisher nur von Einzelnen ausgeſprochen worden, mächtiger als je des Volkes Seele, und der Ruf, die edlen deutſchen Bruderſtämme zu einer einigen großen mächtigen und unzertrennlichen Familie zu vereinigen, erfüllte alle Gaue des Vaterlandes.

Aber bald erkannte man, daß, ſo lange die vielen Throne beſtehen, eine wahre Vereinigung der deutſchen Stämme unmöglich ſei. Wollte man nun dieſe Throne nicht umſtürzen — und das ſchien noch nicht rathſam — ſo mußte man eine künſtliche Vereinigung ſchaffen.

Der deutſche Bundestag gab das Muſter, nur war es nöthig, ſtatt eines Scheinbildes, welches der deutſche Bundestag war, ein wirkliches Weſen hinzuſetzen. Das hoffte man durch ein frei vom Volke gewähltes Parlament zu ſchaffen.

Bereits im dritten Theil des März ſendeten die ſüddeutſchen Volksſtämme eine Anzahl als Patrioten bewährter Männer durch Deutſchland, um die Völker zur Bildung eines allgemeinen deutſchen Parla-

ments aufzufordern. Die Namhafteſten davon waren der ehemalige Miniſter von Gagern, Graf Lehrbach und Geheimrath von Sternenfels.

Man glaubte, daß dieſe Herren auch mit fürſtlichen Aufträgen beladen ſeien, und möglich war dies. Aber die volksthümliche Trophäe, unter der ſie reiſten, verfehlte ihre Wirkung beim Volke nicht, und unter dieſer erſtickten die fürſtlichen Plänchen, die etwa vorhanden ſein mochten.

Die Regierungen ſahen ſich genöthigt, dem Drange des Volkes nachzugeben und die Wahl der Abgeordneten für ein deutſches Parlament ſo raſch als möglich ſtattfinden zu laſſen.

Freilich geſtattete die Eile des Volkes, das um ſeine Errungenſchaften beſorgt war, vorläufig nur ein Vorparlament zu bilden

Für dieſes aber, welches ſich bald durch die Beſtätigung der alten Wahlen und neue Wahlen in das wirkliche Parlament — welches dann den Namen deutſche Nationalverſammlung annahm — verwandelte, waren nach kaum zwei Wochen faſt durch ganz Deutſchland ſchon vollzogen, und am Ende des März trafen die meiſten Abgeordneten in Frankfurt, der Sitzungsſtadt, ein.

Aus Frankfurt lautet ein Bericht vom 30. März:

„Heute Abend gegen 7 Uhr trafen die sächsischen Abgeordneten hier ein. Sie waren unterwegs mit mehren aus andern Ländern abgesendeten Theilnehmern bei der Versammlung zusammengetroffen; aus Schlesien hatten sich Graf Reichenbach, Ronge, Abegg, Simon, Friedenthal und Stahlschmidt; aus Berlin, Dahlmann und Grimm, mehre Holsteiner, Braunschweiger, aus Mecklenburg 14 Rittergutsbesitzer zu ihnen gesellt, mit denen sie von Eisenach aus gemeinschaftlich in sechs vierspännigen Wagen, die mit großen schwarz-roth-goldenen Flaggen geschmückt waren, die Reise nach Frankfurt fortsetzten.

Auf derselben Straße, die vor Jahrhunderten oft die Fürsten der östlichen Theile Deutschlands mit großen wehrhaftem Gefolge durchzogen, um in der alten Kaiserstadt das Schicksal des Reichs zu entscheiden, reisten heute schlichte Bürger nach demselben Ziele und in gleicher Absicht ohne Geleit und bewaffnetem Schutz, sondern allein, stark durch ihre Liebe zum Vaterlande, durch ihren entschiedenen Willen, mit kräftiger Hand zu seiner Neugestaltung beizutragen, und durch das Vertrauen des gesammten deutschen Volks, das sie zu dieser hohen Mission berufen. Und dieses Vertrauen, diese innige Theilnahme des Volks an der frankfurter Versammlung

ſprach ſich bereits auf der Reiſe in allen bedeutenderen Städten, die der Zug paſſirte, auf das lebhafteſte aus.

In Eiſenach wurden die Abgeordneten von einer großen Volksmenge empfangen, die ſie, nachdem Robert Blum auf eine an ſie gehaltene kräftige Anſprache geantwortet, die ſchwarz-roth-goldene Fahne voran, in die Stadt geleitete. Bei der Abfahrt am Abend erſchallten wieder aus der den ganzen Markt erfüllenden Volksmenge kräftige Vivats für die Abgeordneten und die von ihnen vertretene Sache. In Hanau zog ihnen gleichfalls die Volksmenge jubelnd entgegen, das Bürgermilitär paradirte, hunderte von Freudenſchüſſen ertönten, Blum, Ronge und Reichenbach ſprachen unter enthuſiaſtiſchem Beifalle zu der alle Straßen bedeckenden Volksmenge. Faſt unbeſchreiblich iſt der Anblick, den Frankfurt beim Einzuge der Volksmänner darbot. Alle Häuſer, bis in die engſten Gäßchen hinein mit Tannenreis und unzähligen ſchwarz-roth-goldenen Fahnen geſchmückt, eine zahlloſe Menſchenmaſſe jubelnd und Vivat rufend auf den Straßen, dabei ertönten fortwährend Freudenſchüſſe. Man ſieht an dem Aeußeren dieſer Stadt, daß ihre Bürger die ganze Wichtigkeit der Verhandlungen, die die nächſten Tage bringen werden, be-

griffen haben. Zur Theilnahme an der Verſammlung haben ſich heute Abend bereits gegen 460 Männer gemeldet."

Die verſammelten Abgeordneten in Frankfurt wählten ſogleich einen Ausſchuß von 7 Perſonen, welcher die deutſchen Angelegenheiten aufnehmen ſollte bis dahin, daß ſich die Nationalverſammlung erſt völlig gebildet habe.

Am 31. März verſammelten ſich alle Abgeordnete im ſogenannten Kaiſerſaale, um ihre Vollmachten prüfen zu laſſen und nach einigen Stunden zogen ſie unter Jubel, Muſik und Kanonendonner in die Paulskirche ein, welche zu den Sitzungen der großen Verſammlung eingerichtet und herrlich geſchmückt worden war. Förmlich eröffnet wurden die Sitzungen der Nationalverſammlung erſt am nächſten Tage.

Gleich die erſten, welche ſehr ſtürmiſch waren, gaben Beweiſe, daß das deutſche Volk ſich bei ſeinen Wahlen größtentheils ſchwer geirrt habe; und wie hätte dies anders ſein können? Hatte es denn früher ein öffentliches Leben beſeſſen? Hatte es denn ſeine tüchtigſten Männer kennen gelernt? War es ihm denn geſtattet worden, ſich in großen Verſammlungen bei freier Meinungsbezeigung kennen zu lernen? Wo hatte es nun Männer hernehmen ſollen,

die in der Nationalverſammlung nach ſeiner Idee zu wirken Trieb hatten, da es ſie nicht kannte?

Da war es freilich natürlich geweſen, daß die Wahl auf Leute gefallen war, die nur durch Zufall oder aus nicht eben — im Sinne des Volks — achtbaren Urſachen eine hervorragende Stellung gewonnen hatten. Hier war es der Bürgermeiſter oder Juſtizamtmann, den man allgemein kannte: und man wählte ihn; — dort war es der Geiſtliche, den man allgemein kannte: und man wählte ihn, obſchon man von ſeinem politiſchen Glauben auch nicht eine Spur kannte.

Solcherweiſe kamen eine Menge adliche Gutsbeſitzer, Beamtete und Geiſtliche in die deutſche Nationalverſammlung, welche viel beſſer in einen fürſtlichen geheimen Rath, als in eine Verſammlung von Vertretern eines zur Freiheit erwachten Volkes paßten.

Und ſchlimm, daß dieſe Leute in der Nationalverſammlung eine ſo ſtarke Zahl bildeten, daß ſich diejenigen Männer in der Minderheit befanden, welche den Drang der Zeit begriffen und die richtige Richtung zu verfolgen entſchloſſen waren.

Am meiſten politiſch gebildet hatte ſich bei den Wahlen das Volk in Sachſen und Preußen bewieſen,

wo faſt nur liberale Männer mit der hohen Miſſion eines Volksvertreters beehrt worden waren. Am ſchlechteſten war in Oeſterreich gewählt worden.

Daher erblickte man auch ſchon bei der erſten Verhandlung ein Beſtreben der Majorität der Nationalverſammlung, der Revolution Zügel anzulegen, um ſie wieder zurückzureißen in die faule Pfütze der Feudalwirthſchaft.

Aber zum Glücke war die liberale Partei, welche die linke Seite des Verſammlungsortes eingenommen hatte, ſo ſtark, daß ſie einen kräftigen Widerſtand leiſten konnte, der noch gebietender wurde durch die Sympathie des Volkes.

Es verdient erwähnt zu werden, daß ſich das deutſche Volk gerade in einigen Männern von großem Ruf und Ruhm bitter getäuſcht fand. Zu denen gehören Arndt und L. Jahn, (die ſich jedoch erſt in der ſpätern Verſammlung zeigen), zwei Männer, welche als Demagogen von den Fürſten geächtet und vom Volke als Patrioten, als Kämpfer für die Volksfreiheit verehrt waren. Es zeigte ſich bald, daß ſie von der wahren Volksfreiheit wenig begriffen und daß ihr Hirn nur von dem funkelnden Glanze des ritteralterlichen Mittelalters verrückt geweſen war.

Die ernſten Berathungen der gegenwärtigen Ver-

ſammlung betrafen die Wahl eines Präſidenten, welche auf Mittermaier fiel, die Geſchäftsordnung des ſpäter eintretenden Parlaments und die vorläufige Sicherung der Errungenſchaft des Volks.

Zu dieſem Zwecke wurde, damit nicht alle Mitglieder des Vorparlaments, wochenlang hier zu weilen und aus ihrem Geſchäftskreiſe herausgeriſſen zu ſein brauchten, ſpäter ein größerer aus 50 Perſonen beſtehender Ausſchuß gewählt, welcher bis zum Eintritt des wirklichen Parlaments außer anderm auch die Vorlagen für dieſes fertigen ſollte.

Seine eigentlichſte Function war aber, den verhaßten Bundestag zu neutraliſiren, und das that er allerdings und zwar zum Glück der guten Sache.

Denn der Bundestag, der 31 Jahre lang für das Volk geſchlafen und nur für die Fürſten gewacht hatte, wachte jetzt für die Fürſten lebendiger und ausſchließlicher als je, ſuchte allerdings aber den Schein zu geben, als ob auch das Volk jetzt unter ſeinem Schutze ſtehen ſolle.

Durch ihn veranlaßt, unternahmen es ſiebzehn namhafte Männer einen Grundgeſetzentwurf zu Behuf der Vorlegung bei der Nationalverſammlung zu fertigen, nach welchem das deutſche Volk für das

Zugeſtändniß der von ihm errungenen Freiheiten ſich mit einem deutſchen Kaiſer ſtrafen laſſen ſollte.

Es ſollte alſo nach ihrem Willen das Grundübel des deutſchen Staats noch vergrößert, der Damm, gegen welchen die Völker einzig und allein zu ſtürmen hatten, um zu dem zu gelangen, was ihnen jetzt Bedürfniß war, dieſer Damm alſo ſollte jetzt nach ihrem Willen noch erhöht werden.

Und dieſe Männer nannten ſich Vertrauensmänner des deutſchen Volks. Ja, das waren ſie vielleicht geweſen; jetzt aber waren ſie nur Vertrauensmänner des deutſchen Bundestags, mit deſſen Vertrauen in der That kein Ehrenmann des Volkes beehrt ſein mochte.

Der Funfzigerausſchuß ordnete ſo raſch als möglich die Wahlen für die wirkliche Nationalverſammlung an. Dieſe ſollte ſchon am 1. Mai ihre Sitzungen beginnen; allein es war unmöglich, in ſo kurzer Zeit in dem weiten Reiche dieſe Wahlen zu endigen und die Gewählten zu verſammeln.

Darum mußte die Eröffnung des Parlaments bis zum 18. Mai verſchoben werden.

An dieſem Tage aber fand ſie ſtatt. Ueber ihren Hergang lautet ein Bericht aus Frankfurt wie folgt:

„Die conſtituirende Nationalverſammlung iſt heute

Nachmittag 4 Uhr eröffnet worden. Unter Kanonendonner und Glockengeläute und durch ein Spalier der Bürgergarde begaben sich die Mitglieder, ungefähr 400 an der Zahl, aus dem Römer nach der Paulskirche, wo das Publikum sie mit Lebehochruf empfing. Der Alterspräsident, Syndicus Lang aus Honnover (Hofrath Behr hatte das Präsidium abgelehnt), eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Anrede. Er rechnet sichs zur Ehre, einer Versammlung zu präsidiren, wie Deutschland sie noch nie gesehen, und die in Deutschlands Geschichte hoffentlich einen segensreichen Abschnitt bilden werde. Er warnt die Versammlung, ihren Beruf nicht zu verfehlen, weder durch Ueberstürzen in Ideen, deren Zeit noch nicht da ist, noch weniger durch Festhalten an Dingen, die einmal untergegangen sind. Hierauf wurde unter stürmischer Acclamation die Versammlung feierlich für constituirt erklärt. Sodann wird ein Schreiben des Bundestags an die Versammlung verlesen, womit er derselben die Hand reicht und Glück und Segen wünscht. Mühlfeld aus Wien beantragt, wegen Beantwortung dieser Zuschrift eine Commission zu ernennen. Zitz aus Mainz meint dagegen, es seien leere Complimente, und die Würde der Versammlung erfordere, gar nicht darauf zu antworten

(Worauf vom Volke Zurufe in verſchiedenem Sinne erfolgen). Rettig aus Potsdam macht darauf aufmerkſam, daß man vor Allem einer Geſchäftsordnung bedürfe. Abgeordneter Weſendock aus Düſſeldorf ſchlägt eine ſolche in ſechs Paragraphen vor. Abgeordneter von Reden aus Berlin beantragt, den von Mohl, Murſchel und Schwarzenberg verfaßten proviſoriſchen Entwurf vorläufig anzunehmen und ihn ſodann durch eine Commiſſion von 15 Mitgliedern prüfen zu laſſen."

Aus dieſem Bericht, deſſen nicht beigefügter Schluß noch eine Menge anderer Anträge aufzählt, erſieht man, mit welcher Haſt die Mitglieder der Verſammlung das große Werk anfielen, welches mit Ruhe und tiefer Ueberlegung hätte angegriffen werden ſollen.

Dies war aber eine Erſcheinung, die unausbleiblich war und leider einen ſchlimmen Einfluß haben mußte. Es war ein Beweis von dem Drucke, unter welchem ſich das deutſche Volk befunden hatte, von der Furcht, wieder unter dieſen Druck zu fallen, von der Begierde der Ariſtokratie, ihn wieder herbeizuführen, von dem Mißtrauen eines Jeden in die Stärke ſeiner Partei, überhaupt von dem ungeheuern Sprunge, den das deutſche Volk faſt urplötzlich ge-

than hatte, und über den es ſelbſt ſo in Erſtaunen gerieth, daß es ſich ſelbſt kaum mehr kannte.

Die Wahl eines Präſidenten fiel auf den Miniſter von Gagern, der unter einem Scheine von Freiſinnigkeit ſeine ariſtokratiſche Geſinnung verſteckt hielt und ſomit eine gewiſſe Volksbeliebtheit gewonnen hatte.

Da ſich die meiſten Mitglieder im Vorparlament ſchon kennen gelernt hatten, ſo fanden ſich die Parteien jetzt leicht zuſammen, und es ließ ſich bald überſehen, daß die ariſtokratiſche Partei bedeutend ſtärker vertreten war.

An der Spitze der Liberalen, welcher der Gedanke nicht fremd war, das Grundübel des Staates, die Herrſcherthrone, ſchon jetzt in die Rumpelkammer zu ſchieben, ſtand der Abgeordnete von Leipzig, der wackere Robert Blum, ein Mann, der ſich aus eigener Kraft und Fähigkeit zu einer hohen politiſchen Bedeutung erhoben hatte. Seine Geſinnung war ſo rein und ſein Verſtand ſo klar, daß man um des deutſchen Volkes willen der geſammten Nationalverſammlung Blums Geſinnung und Verſtand hätte wünſchen dürfen.

Die reactionäre, rechte Seite der Nationalverſammlung — die ja daran gewöhnt war, mit den

unrechtlichen Normen des alten Syſtems zufrieden zu ſein — ſah ſich ſehr bald durch die Gewalt der liberalen Seite, welche ſich auf die lebendige Sympathie des Volkes ſtützte, in Schrecken verſetzt. Es kam ihr Alles darauf an, ihren Feinden den Mund zu verſchließen und ihnen die Hände zu binden.

Deshalb brachte ſie eine Menge Anträge ein, welche in eine executive, nicht aber in eine legislative Verſammlung paßten.

Dadurch wurde das eigentliche Werk der Nationalverſammlung, welches darin beſtand, die Errungenſchaften des Volkes zu berathen und in der rechten Form zum Geſetz zu erheben, ferner, dem geſammten Deutſchland eine neue, zur gegenwärtigen Zeit paſſende Staatsform zu geben, ſehr verzögert.

Während ſo durch Bildung einer Nationalverſammlung für die Einigung Deutſchlands geſtrebt wurde, beriefen die verſchiedenen deutſchen Fürſten — wie als ob zu zeigen, daß von einer Einheit Deutſchlands trotz Nationalverſammlung und dreifarbiger Fahne noch gar die Rede nicht ſei — die Stände ihrer Reiche. Und wie die deutſche Natio-

nalverſammlung ein deutſches Staatsgrundgeſetz zu berathen oder zu ſchaffen hatte, ſo hatte nun jede Ständeverſammlung ein Sonder-Staatsgrundgeſetz zu berathen.

Es kam darauf an, daß die begeiſternde Idee von einer deutſchen Einheit und das Gefühl der Brüderlichkeit bei allen deutſchen Stämmen allgemein war, wenn dieſe Anordnung der deutſchen Revolution nicht zum großen Nachtheil werden ſollte.

Doch die Fürſten fanden ſich bald in ihren Erwartungen getäuſcht. Die verſchiedenen Ständeverſammlungen, auf die Deutſchland ſtolzer ſein konnte als auf die Nationalverſammlung in Frankfurt, ordneten ſich ſo willig und entſchloſſen dieſer Nationalverſammlung unter, daß weder Reibungen der legislativen Körper, noch Spaltungen im Volke entſtanden.

Daß die Wahlen für die Ständeverſammlungen der einzelnen Staaten dem Zeitbedürfniß viel entſprechender ausgefallen waren als jene zur Nationalverſammlung, das war vorzugsweiſe dem vom Volke errungenen freien Aſſociationsrechte zu danken.

In Folge deſſen hatten ſich durch Deutſchland verſchiedene politiſche Vereine gebildet, die ſich die Aufgabe ſtellten, das Volk über ſeine Stellung auf-

zuklären und es mit ſich ſelbſt bekannt zu machen. Dieſe Vereine hatten ſich, als die Wahlen zur Nationalverſammlung ſtattfanden, noch nicht ſo weit entwickelt, daß ſie hätten einen bedeutenden Einfluß ausüben können. Auch bei den vorberathenden Ständeverſammlungen, (wo ſolche ſtattfanden), denen eigentlich nur die Beſtimmung eines neuen Wahlgeſetzes oblag, war ihr Einfluß noch unbedeutend; aber bei den bald nach denen ſtattfindenden wirklichen Ständeverſammlungen war der Einfluß der Vereine ſchon ſehr gewaltig.

Als einer der mächtigſten und ehrenwertheſten ſteht der von Robert Blum geſtiftete Vaterlandsverein da. Er ringt nach einer republikaniſchen Staatsverfaſſung, weil die Geſchichte für Deutſchland jetzt eine andere Verfaſſung nicht in Ausſicht ſtellt.

Aber der Verein iſt weit entfernt, ſein Ziel durch gewaltſame und blutige Umſtürzungen erreichen zu wollen wie einige demokratiſche Vereine, die jedoch nicht zu einem großen Umfange gelangt ſind. Der Vaterlandsverein ſucht auf dem Wege des Geſetzes, hauptſächlich dadurch zu wirken, daß er die Wahlen ſo lenkt, daß die Ständeverſammlungen eine liberale,

nämlich der Revolution huldigende Majorität erhalten, durch welche natürlich das unblutig erlangt werden würde, was sich das Volk ohne Frage — würde es ihm vorenthalten — über Kurz oder Lang gewaltsam schaffen würde.

Der Verein hatte sich fast über ganz Mitteldeutschland verbreitet. In Sachsen aber befindet sich gegenwärtig kaum ein Dörfchen, in welchem er nicht seinen Sitz hätte.

Mit ihm wetteifert der sogenannte deutsche Verein, welcher kaum etwas anderes ist als eine Gesellschaft von geldaristokratischen Bürgern.

Dieser Verein trägt an seinem Banner die Worte: ‚constitutionelle Monarchie und beschränkte Freiheit um der Sicherheit des Vermögens willen.“ Es ist natürlich, daß er eine sehr große Zahl von Mitgliedern gewann, zumal im Gelehrtenstande viele Personen die Ueberzeugung hatten, daß das Volk politisch noch viel zu unreif sei, um einer Republik Bestand geben zu können.

Allein der Umfang dieses Vereins, der der Geschichte lieber Stillstand als Fortschritt geben mag, blieb weit hinter dem Umfang des Vaterlandsvereins zurück. Dies zeigten die Wahlen zu der sächsischen

Ständeverſammlung in dem gegenwärtigen Jahre, von denen wenigſtens ¾ durch den Vaterlandsverein bewirkt waren.

Während die meiſten politiſchen Vereine ſich beſtrebten, die Errungenſchaften zu erweitern und zu ſichern, ſetzten die Fürſten alle Kräfte in Bewegung, um ihre Gewährungen zu weſenloſen, bloß ſcheinenden Dingen zu machen.

In dieſem Streben machte ſich beſonders der ſchwachſinnige, aber von ſehr ſcharfſinnigen Erzariſtokraten geleitete Kaiſer von Oeſterreich bemerklich.

Schon die Conſtitution, welche der Kaiſer, dem politiſchen Unverſtand ſeines Volkes mehr, als gut, zutrauend, gegeben hatte, war ein elendes Scheinding, welches Freiheiten gewährte, aber für den Thron die ganze monarchiſche Gewalt zurückhielt, unter welcher natürlich die Volksfreiheit immer zwiſchen Sein und Nichtſein ſchweben mußte.

Anfangs hatte man dieſe Conſtitution bejauchzt, aber bald gewahrte man ihre Mängel und wurde bitter und mißtrauiſch gegen den Kaiſer und ſein Miniſterium geſtimmt.

Während Deutſchland ſich zur Freiheit erhoben, wollten aber auch die mit Deutſchland, vorzugsweiſe Oeſterreich verbundenen ſlaviſchen Völker ſich aus dem Sclavenjoche befreien.

Am energiſchſten trat Ungarn auf. Es forderte, um ſeine nationale Selbſtſtändigkeit zu ſichern, ein eigenes Miniſterium, und der Kaiſer ſagte ihm dies zu, ſtellte aber bald darauf, ſeine Zuſage bereuend, dafür Bedingungen, welche die Ungarn unmöglich genehmigen konnten.

Die Ungarn hatten die Sympathie der Deutſchen in Oeſterreich, beſondets der jungen Generation, ganz für ſich, und ſo wurde die ohnehin ſchon ſchlimme Stimmung durch die ungariſchen Angelegenheiten nur noch gereizter.

Die Studenten in Wien, welche als Helden von der letzten Revolution eine gewichtige politiſche Stellung gewonnen hatten, waren der Regierung ein ſehr läſtiger Dorn im Auge. Sie bildeten einen Theil der Nationalgarde, und als ſolcher war es ihnen deſto leichter, ihre politiſchen Gefühle und Meinungen in der Bürgerſchaft zu verbreiten.

Da ſie nun in der ungariſchen Angelegenheit zu Gunſten der Ungarn ein ſehr lautes Wort ſprachen, ſo meinte die Regierung die beſte Gelegenheit gefun-

Ständeversammlung in dem gegenwärtigen Jahr von denen wenigstens ⅔ durch den Vaterlandsverein bewirkt waren.

Während die meisten politischen Vereine sich bestrebten, die Errungenschaften zu erweitern und zu sichern, setzten die Fürsten alle Kräfte in Bewegung, um ihre Gewährungen zu wesenlosen, bloß scheinenden Dingen zu machen.

In diesem Streben machte sich besonders der schwachsinnige, aber von sehr scharfsinnigen Erzaristokraten geleitete Kaiser von Oesterreich bemerklich.

Schon die Constitution, welche der Kaiser, dem politischen Unverstand seines Volkes mehr, als gut, zutrauend, gegeben hatte, war ein elendes Scheinding, welches Freiheiten gewährte, aber für den Thron die ganze monarchische Gewalt zurückhielt, unter welcher natürlich die Volksfreiheit immer zwischen Sein und Nichtsein schweben mußte.

Anfangs hatte man diese Constitution bejau[illegible] aber bald gewahrte man ihre Mängel u[illegible] bitter und mißtrauisch gegen den Kai[illegible] Ministerium gestimmt.

Während Deutschland sich zur Freihe
wollten aber auch die mit Deutschland, vo
Oesterreich verbundenen slavischen Völker
dem Sclavenjoche befreien.

Am energischsten trat Ungarn auf. Es
um seine nationale Selbstständigkeit zu sicher
eigenes Ministerium, und der Kaiser sagte ih
zu, stellte aber bald darauf, seine Zusage ber
dafür Bedingungen, welche die Ungarn unm
genehmigen konnten.

Die Ungarn hatten die Sympathie der Deut
in Oesterreich, besonders der jungen Generation,
für sich, und so wurde die ohnehin schon schlim
Stimmung durch die ungarischen Angelegenheiten
noch gereizter.

Die Studenten in Wien, welche als Helden
der letzten Revolution eine gewichtige politische S
lung gewonnen hatten, waren der Regierung
ihr lästiger
heil der
Augen
und
poli
schaft
gari
ihre

den zu haben, die jugendlichen Freigeiſter zu beſeitigen, und ſie verordnete die Aufhebung des bewaffneten academiſchen Corps und Einſtellung ſeiner Mitglieder in das kaiſerliche Heer.

Dadurch wurde die Erbitterung noch mehr geſteigert und keineswegs abgekühlt durch einen neuen Aufſtand, welcher das Miniſterium Fiquelmont zum Rücktritt zwang. Man wußte, daß die Politik des Miniſteriums dem kaiſerlichen Cabinet entſtamme, und darum endete mit dem Miniſterium die Erbitterung nicht.

Dieſe ſteigerte ſich bald durch das Wahlgeſetz, welches die Regierung erließ, und nach welchem der Kaiſer den vierten Theil der Senatoren zu wählen hatte. Dieſe Gewalt in den Wahlen, welche der Kaiſer ſich vorbehielt, vereint mit der Art der beiden Kammern, welche die Conſtitution vorſchrieb, waren freilich wie Hohn für ein Volk, welches ſich frei nannte.

Nun traten die Wiener zum Kampfe gegen die ſpeculative Hofpartei auf. Die Studenten reichten eine Sturmpetition ein, in welcher ſie forderten: „Zurücknahme des Tagesbefehls vom 13. Mai wegen Aufhebung des politiſchen Centralcomitee der Nationalgarde, 2) Aufhebung des Wahlgeſetzes und Erlaſſung eines neuen mit nur einer Kammer oder

bessere Zusammensetzung der ersten, — daher möge sich Sr. Maj. der Kaiser der Ernennung von Staatsmitgliedern enthalten, sowie auch die kaiserlichen Familienglieder ausgeschlossen sein sollen. 3) Entfernung des Militairs aus der Stadt und Zuziehung desselben nur auf Verlangen der Nationalgarde, daher gemeinschaftliche Besetzung der Stadtthore und Wachtposten. 4) Rechtfertigung wegen der Alarmirung der Nationalgarde in der Nacht vom 14. zum 15. Mai."

Das Ministerium konnte nicht anstehen zuzusagen, denn mit den Studenten stand auch eine Volksmenge von mehr als 40,000 Menschen, zum Theil Nationalgardisten, bewaffnet und drohend da.

Das wichtigste Zugeständniß war übrigens das, daß die kaiserliche octroyirte Verfassung zurückgenommen und eine neue zu schaffen den frei vom Volke gewählten Abgeordneten einer constituirenden Versammlung überlassen werden sollte.

Ungeheurer Jubel folgte diesen Zugeständnissen, allein die Mißstimmung und das Mißtrauen waren demungeachtet nicht beseitigt, und alle Verhältnisse blieben so drohend, daß das Ministerium Pillersdorf sich genöthigt sah, abzutreten.

Das kaiserliche Cabinet war um die Herstellung eines neuen Ministeriums in der schwersten Verlegen-

heit, und dies, verbunden mit der Ungeduld des Volkes, ſetzte den Kaiſer ſo in Schrecken, daß er am 17. Mai Abends mit ſeiner ganzen Familie und ſeinen Rathgebern die Flucht nach Innsbruck ergriff

Die Verlegenheit und Wuth des Volkes erhob ſich nun aufs Neue. Man kannte die Gefahr, in welcher die errungenen Freiheiten ſich befanden, wenn der Mann, welcher für dieſelben Bürge zu ſein hatte, im Beſitz vollkommener Freiheit ſich befand. Deshalb wurde ſtürmiſch die Rückkehr des Kaiſers verlangt.

Der Kaiſer aber ſah den Ruf der Wiener für etwas ganz anderes an, als er war. Er meinte, das Volk könne ohne ihn nicht leben und fühle das. So ſchien ihm denn ſeine Flucht ein Sieg, und er meinte, nun einen Triumph feiern zu können.

Er that alſo ſeinen Wienern kund, daß er recht gern bereit ſei, in die Mitte der Bewohner ſeiner lieben Reſidenz zurückzukehren, dafür aber müſſen ſie es ſich gefallen laſſen, daß alle Gewährungen vom 15. und 16. Mai für nichtig erklärt und die academiſche Legion und das politiſche Comitee der Nationalgarde aufgelöſt werden.

Darob hohnlachte natürlich das Volk ſehr und erwiderte Sr. Majeſtät, daß von einer ſolchen Be-

dingung nun und nimmermehr die Rede ſein könne; vielmehr verlange man, außer der Rückkehr Sr Maj. die vollſtändigſte Beſtätigung aller jener Errungenſchaften.

Und damit er auch die ganze Feſtigkeit des Willens ſehe, ſtellte ſich am 26. Mai wieder die ganze Bevölkerung von Wien unter Waffen, wodurch natürlich die Auflöſung der academiſchen Legion und der politiſchen Nationalgardencomitee unmöglich gemacht wurde, wenn das Miniſterium nicht einen neuen Kampf riskiren wollte, deſſen Ausgang durchaus nicht geſichert war.

Aber ohnedem ſchon war das Miniſterium in Gefahr, da das Volk glaubte, von ihm ſeien die Schritte des Kaiſers ausgegangen. Schon bereitete ſich ein neuer gewaltiger Sturm vor, und der Herr Miniſterpräſident von Montecuculi war in ſehr großer Angſt.

Die Verhältniſſe wurden immer drohender. Am Nachmittag füllte ſich die Stadt mit Barricaden Die Läden wurden geſchloſſen. Die Straßen waren mit Menſchen gefüllt, von denen keiner unbewaffnet war. Einige Poſten waren von der Regierung mit Militair beſetzt worden; das ſteigerte die Erbitterung, und ſchon ordnete ſich die Menge zu kriegeriſchen

Massen. Die Brücken wurden gesperrt, die Sturmglocken in Bewegung gesetzt.

Da erschien plötzlich folgende Kundmachung:

I. Der Ministerrath hat, um dem dringenden Wunsche der Bevölkerung für die Abwendung größerer Gefahren und dem Begehren der academischen Legion zu entsprechen, beschlossen, nicht auf der Vollziehung der Auflösung und Vereinigung der Legion mit der Nationalgarde zu beharren, und erwartet, daß die academische Legion aus eignem Antriebe selbst die Bürgschaften anbieten werde, um die Sicherheit und Rückkehr des Kaisers möglich zu machen.

II. Die Zusicherungen des Kaisers vom 15. und 16. Mai d. J. stehen in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht. Die academische Legion besteht unverändert. Das Militär wird sogleich in die Kasernen zurückgezogen, und die Thorwachen werden gemeinschaftlich von Nationalgarden, von der academischen Legion und dem Militair in gleicher Stärke bezogen.

III. Das Militair erhält hiermit den Befehl, sogleich abzuziehen. Den Arbeitern wird zugleich fortan Arbeit verschafft werden, wogegen sie zur Herstellung der Ruhe zu ihrer Arbeit zurückzukehren haben."

Dieſer Erlaß des Miniſteriums befriedigte völlig; allein die Bürgſchaft für die in demſelben enthaltenen Zugeſtändniſſe beruhete in dem Kaiſer, und dieſer war fern.

Deshalb beſchloß das Volk, ſich ruhig zu verhalten, aber ſeine gebieteriſche Stellung nicht aufzugeben. Und das that es, und dadurch zwang es den Kaiſer, noch ausdrücklich den Miniſterialerlaß zu beſtätigen, was am 3. Juni geſchah.

Mit dieſer Beſtätigung war zugleich das kaiſerliche Verſprechen verbunden, alsbald durch die gewährten freien Wahlen die conſtituirende Reichsverſammlung in Wien zuſammentreten zu laſſen, und ſodann dahin zurück zu kehren.

Beides verwirklichte ſich. Am 23. Juli wurde die erſte Sitzung der conſtituirenden öſterreichiſchen Reichsverſammlung eröffnet, und am 12. Auguſt hielt der Kaiſer mit großem Pomp — der freilich nach den vorausgegangenen Ereigniſſen dem Schickſale, belacht zu werden, nicht entgehen konnte — ſeinen Einzug in Wien.

Hiermit endete der zweite Act der großen Revolution in Oeſterreich.

Während dieſer Ereigniſſe in Oeſterreich ging es auch in dem übrigen Deutſchland ſtürmiſch genug her. Jetzt waren es vorzüglich die unterſten Volksſchichten, welche ihre Revolution feierten, in dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland die Bauern, in dem nördlichen Deutſchland die Arbeiter.

Jene ſo wenig wie dieſe begriffen, daß die Revolution vorläufig vorüber ſei, und ihnen durch die in die Ständeverſammlung und Nationalverſammlung geſendeten Abgeordneten geholfen werden müſſe.

Freilich war dieſen Verſammlungen, namentlich der in Frankfurt, durchaus nicht anzuſehen, daß ſie, dem Volke zu helfen, Kraft oder Geſchick habe. Genug, jene beiden Volksklaſſen ſuchten ſich ſelbſt zu helfen. In Süddeutſchland brachen die Bauern gegen die Rittergutsbeſitzer, ihre Lehnsherren, los, zwangen ſie, ihre Feudalrechte aufzugeben, und richteten Manchem, deſſen Perſönlichkeit ein Gegenſtand des Haſſes war, nicht geringes Unheil in ſeinen vier Pfählen an.

Die Arbeiter dagegen im nördlichen Deutſchland nahmen gegen ihre Principale eine gebieteriſche Stellung ein und forderten nicht bloß Beſchränkung der Arbeitszeit, ſondern auch höheren Lohn.

Unter den Theilnehmern an dieſem unblutigen

Separataufſtande zeichneten ſich beſonders die Buchdrucker dadurch aus, daß ſie mit einem ſicheren, guten Tacte proceſſirten und bei all ihren Schritten darauf achteten, daß das Geſetz die Baſis derſelben bleibe.

Die Einmüthigkeit der Arbeiter, welche entſchloſſen waren, im ſchlimmſten Falle in Geſammtheit ihre Werkſtätten zu verlaſſen und durch eine Art Communismus unter ſich dieſem Schritte ſelbſt für eine längere Zeit die Möglichkeit zu erhalten — dieſe Einmüthigkeit zwang freilich die Geſchäftsherren zur Nachgiebigkeit.

Allein nur zu bald wurde durch den unter den Unruhen gänzlich zerſtörten Credit der Geſchäftsverkehr ſo gehemmt, daß die Herren ihre Werkſtätten ſchließen und die Arbeiter entbehren konnten.

So trat nun in dieſe Volksklaſſe diejenige Brodloſigkeit, welche ſie früher für Nichts geachtet zu haben ſchienen. Mit der Noth kehrte die Demuth wieder, und mancher der Aufſtändiſchen wäre froh geweſen, unter noch drückenderen Bedingungen, als die in der früheren Zeit waren, Arbeit zu erhalten.

Das aber geſchah größtentheils nicht. Die Arbeitsbedingungen blieben beſſer, aber gearbeitet konnte nicht werden, weil keine Aufträge vorhanden waren.

So blieb den Arbeitern alſo eigentlich nur ein Gewinn für die Zukunft.

Aber es waren auch Unruhen politiſcher Art, welche in dieſer Zeit Deutſchland bewegten. Nur zu bald hatte das Volk die Fehler gewahrt, die es bei den Wahlen für die Nationalverſammlung begangen, und wie wenig dieſe Verſammlung in ſeinem Sinne zu beſchließen fähig war; zugleich ſah es mit Mißmuth, wie ſich an die Stelle des Adelsariſtokratismus eine Art Bürgerariſtokratismus, der ſeine Grundlage im Gelde ſah, drängte und, den Ideen der Throne huldigend und ſchmeichelnd, eine Art von Herrſchaft über die beſitzloſen Stände zu gewinnen ſuchte.

Auch dieſes Uebels Mutter war das Vorhandenſein von Herrſcherthronen.

Da fand natürlich die republikaniſche Staatsart, welche den Menſchen als Menſchen, nicht als Armen oder Reichen wägt, viele Verehrer. Allenthalben ſah man Republikaner gleich wie neugeborne politiſche Menſchen hervortreten.

In faſt jeder Stadt bildete ſich ein republikaniſcher Verein, und dieſe Vereine wuchſen theilweiſe zu mächtigen Maſſen an.

Freilich waren unter dieſen Republikanern die wenigſten ſolche, die aus Erkenntniß der Geſchichte und aus Kenntniß der Urbeſtimmung der Welt Republikaner waren; allein dieſe Erkenntniß und Kenntniß mußten ſie bald durch die gebildeteren ihrer Genoſſen gewinnen.

Aber der Wunſch aller dieſer Republikaner war ſchon jetzt, in Deutſchland eine republikaniſche Staatsverfaſſung einführen zu ſehen. Die ungeheuren Hinderniſſe, welche ſolchem noch entgegenſtanden, wurden gering geachtet. Man hatte die Revolution ſchon ſo Großes vollbringen ſehen, und zweifelte daher nicht daran, daß ſie auch noch Größeres vollbringen würde, wenn man es von ihr verlangte.

Da wurde mancher Plan und mancher Verſuch zur Ausführung deſſelben gemacht. Allein die aus tiefer politiſcher Unbildung des Volks hervorgegangenen Wahlen für die deutſche Nationalverſammlung, ſie waren gerade ein Haupthinderniß, und dies war am wenigſten beachtet worden.

Auf die Nationalverſammlung ſtützten ſich die Throne und Ariſtokratie, und die Ständeverſammlungen der Einzelſtaaten mußten nothwendig mit dieſer Verſammlung zuſammenhalten, um den einzel-

nen Thronen nicht Gewalt in die Hand kommen zu laſſen.

Der erſte Verſuch, eine republikaniſche Staatsverfaſſung herzuſtellen, fand mit Beginn des deutſchen Vorparlaments ſtatt.

Schon am 19. März hatten Struve und der als patriotiſcher Volksvertreter hochberühmte Hecker eine große Volksverſammlung in Offenbach bei Frankfurt gehalten und in dieſer dem Volke erklärt, daß gegenwärtig Deutſchlands politiſche Beſtimmung die Republik ſei.

Der ehrwürdige Itzſtein widerſprach ſeinem Freund Hecker und verſicherte ihn, daß die Zeit noch nicht da ſei, in welcher er ſich mit dem deutſchen Vaterlande zu befinden glaube. Noch könne die Gewalt über dem Volke nicht gänzlich aufgelöſt werden; erſt müſſe es ſich unter dieſer Gewalt an den Genuß der errungenen bürgerlichen Freiheiten gewöhnen, damit, wenn jene Gewalt aufgelöſt werde, es die Freiheit nicht mißbrauche, wodurch es ja dieſelbe in neue Gefahr verſetze.

Allein Hecker wurde durch Itzſtein nicht überzeugt, und ſchwieg nur vorläufig. Struve aber arbeitete offen und rüſtig in dem begonnenen Werke fort. Die Nachricht, daß Tauſende von Deutſchen unter An-

führung des Dichters Herwegh, Bornſtädts und Anderer, unterſtützt von der franzöſiſchen Regierung, ſich rüſten in Deutſchland einzuziehen und die republikaniſche Fahne aufzupflanzen, ermuthigte die republikaniſche Partei ſo ſehr, daß es Struve wagte bei dem deutſchen Vorparlamente ein republikaniſches Manifeſt einzubringen.

Darüber entſetzte ſich natürlich die ariſtokratiſche Majorität dieſes Parlaments ſehr, und Struve mußte ſeine Hoffnung auf die bald zuſammentretende Nationalverſammlung ſtellen.

Inzwiſchen aber wendete er alle Kräfte auf, um das Volk über ſeine Beſtimmung aufzuklären. So hielt er am 26 März eine große Volksverſammlung in Freiburg, nahe der Schweiz, und ſuchte hier ſeinem Werke eine ſichere Grundlage zu geben, indem ſich hier die bedeutendſte Majorität des Volkes für die Republik intereſſirt fühlte.

Struve verſäumte nicht, eine briefliche Verbindung mit den aus Frankreich herbeiziehenſollenden republikaniſchen Schaaren von Deutſchen anzuknüpfen, wodurch natürlich der Bewegung Planmäßigkeit gegeben werden konnte, welche den Ausgang einigermaßen ſicherte.

Allein mehre Briefſchaften fielen den Behörden in

die Hände, der Plan wurde entdeckt, und dadurch der republikaniſchen Sache geſchadet, daß ein neuer Plan angelegt werden mußte, was natürlich dem Unternehmen einen Theil Zeit entzog.

Inzwiſchen ſuchte der gefeierte Hecker in Frankfurt zu wirken, indem er hier die republikaniſche Partei dem Parlamente ſich zeigen ließ, damit es die Ueberzeugung gewinne, daß die Majorität des deutſchen Volkes republikaniſch ſei.

Im Intereſſe der republikaniſchen Sache forderte er, daß das Parlament ſich permanent erkläre; allein ſein Antrag erhielt keine Folge, und er mußte ſich vorläufig darauf beſchränken, in Frankfurt mit Struves Beiſtand ein republikaniſches Comite zu bilden, durch welches in ganz Deutſchland die Wahlen zur Nationalverſammlung auf republikaniſch geſinnte Männer gelenkt werden ſollten.

Wie wenig Einfluß dieſes Comite ausüben konnte, iſt denkbar. Das deutſche Volk war ja noch mit ſich ſelbſt ganz unbekannt. Seine Fürſten kannte es wohl, aber ſeine Republikaner nicht. Ohne öffentliches Leben; wo hätten ſich die Geſinnungen zeigen können?

Bald genug die Ohnmacht des republikaniſchen Comite in Frankfurt erkennend, ſah ſich Hecker nun

nichts weiter übrig, als durch Hervorrufung eines bewaffneten republikaniſchen Aufſtandes die Republik in Deutſchland einzuführen — denn daß von der bald zuſammentretenden Nationalverſammlung für ſeine Sache nichts zu erwarten war, das hatte er nun ſchon an den Wahlen erkannt, die hier und dort ſtatt gefunden hatten.

Er eilte daher nach der Schweiz, wo er mit mehren Geſinnungsgenoſſen zuſammentraf, von denen ſich beſonders der Lieutnant Willig aus Cöln namhaft gemacht hat.

Am 12. April erließen die drei Führer der deutſchen Republikaner folgende Proclamation an die Aemter Donaueſchingen, Engen, Blumenfeld, Billingen, Bonndorf, Neuſtadt und Hüfingen:

„Mitbürger, Bürger, Freunde! Der Augenblick der Entſcheidung iſt gekommen. Worte können uns unſer Recht und unſere Freiheit nicht erobern. Darum fordern wir alle waffenfähigen Männer auf, Freitag den 14 April Mittags 12 Uhr in Donaueſchingen auf dem Marktplatze mit Waffen und Munition in geordneten Zügen, mit Lebensmitteln auf 6 Tage verſehen, zu erſcheinen. Unſere Freunde Bruhn, Au, Willmann, Raus, Raſina und andere werden zu Euch treten und Euch ſagen, was das Vaterland

von Euch erwartet. Sie ſind bereit ſich an Eure Spitze zu ſtellen. Struve iſt bereits in Donaueſchingen und wird der Verſammlung mit Rath und That beiſtehen. Conſtanz 12 April 1848.

Hecker. Struve."

Der Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Bis zum 14. April hatten ſich an 600 junge kräftige Männer eingefunden, die ihr Blut und Gut für die Herſtellung einer deutſchen Republik einzuſetzen bereit waren.

Inzwiſchen aber hatten ſich an nicht fernen Orten ziemlich ſtarke Militairmaſſen, aus Würtembergern beſtehend, geſammelt, und dieſe rückten ſo ſchnell als möglich gegen Donaueſchingen vor. Am Abend deſſelben Tages erreichten ſie es.

Die republikaniſche Schaar, noch ganz ungeordnet, in kriegeriſcher Bewegung ganz ungeübt und ganz ungleich bewaffnet, konnte ſich unmöglich mit den ſchon an Maſſe ſehr überlegenen Truppen meſſen, und zog ſich deshalb raſch zurück.

In Conſtanz wurde eine republikaniſche Regierung eingerichtet, und die Schaar nach verſchiedenen Seiten hin ausgeſendet, damit ſie den Zuzug von Geſinnungs- und Schickſalsgenoſſen erleichtere.

Dieſe Maßregel war nicht ohne Erfolg. Bis zum 18. April hatte das republikaniſche Heer ſchon

die Stärke von 1500 Mann erreicht, und wäre es Heckern möglich gewesen, es durch ganz Deutschland zu führen, so würde es einen Umfang gewonnen haben, den alle deutsche Fürstenheere zusammen nicht besagten.

Ehe die Republikaner sich zum Kampfe anschicken konnten, hatten sie das Unglück, einige ihrer bedeutendsten Führer (Namens Rasina, An und Raus) dadurch zu verlieren, daß dieselben verhaftet wurden.

Doch verzagten sie darum nicht und banden desselben Tages (19. April) noch ihren ersten Strauß mit dem badischen Heere, welches ihnen unter General Gagerns Führung bei Kandern entgegentrat.

Ehe Gagern den Befehl zum Kampfe geben mochte, wollte er versuchen über die Beilegung des Streites mit Hecker persönlich zu verhandeln. Inmitten beider Heere begrüßten sich die Anführer derselben. Gagern bat Heckern freundschaftlich, von der Idee, jetzt eine Republik herzustellen, abzustehen. Im Ganzen sprach er dasselbe was Itzstein früher gesprochen hatte.

Allein Hecker war seiner Idee entweder zu sehr einverleibt, oder er fühlte, daß er nun, da er bereits von der badischen Regierung zum Landesverräther

erklärt worden, und auf ihn gefahndet wurde, gar nicht mehr zurücktreten könne.

Genug, die beiden Heerführer, ohne mit einander etwas ausgerichtet zu haben, sprengten auseinander, und in demselben Augenblicke fand auch von Seiten des republikaniſchen Heeres der Angriff ſtatt.

Einer der erſten, welche auf Seite des fürſtlichen Heeres fielen, war der General Gagern, deſſen Fall deſto mehr beklagt werden durfte, da er eine gute Geſinnung für das Volk hatte und übrigens ein edler und rechtſchaffener Mann war.

Sein Tod war für den Ausgang des Kampfes vom entſcheidendſten Einfluß. Die Truppen liebten den General und waren durch ſeinen Fall zur fürchterlichſten Wuth gereizt. Sie griffen viel ernſthafter an, als ſie es gethan haben würden, hätte ſich jener Unglücksfall nicht ereignet.

Ihre Ueberlegenheit an Maſſe, Bewaffnung und Kriegsgeſchick mußte bei ihrer Stimmung natürlich entſcheidend ſein. Die republikaniſche Schaar, noch nicht 900 Mann ſtark, wurde zerſprengt und mußte flüchtend die Grenze zu erreichen ſuchen. Hecker mußte den Seinen folgen und ſich ſchwimmend über den Rhein retten.

Sein Eifer hatte dieſen erſten Unglücksfall ver-

urſacht. Hätte er die Ankunft einer anderen, eben ſo ſtarken Republikanerſchaar, welche ſich ſoeben auf dem Heranzuge befand, abgewartet und ſich mit ihr vereinigt, ſo würde er vielleicht dieſe Niederlage nicht erlitten, vielleicht einen Sieg errungen und die Begeiſterung für die Sache der Republik in Deutſchland ungeheuer geſteigert haben.

Nur allmälig ſammelten ſich die Reſte der zerſprengten Schaar auf ſchweizeriſchem Gebiete. Hier hatten ſich bereits gegen 300 Arbeiter zu einem Bataillon vereinigt, und ein Heer von nahe an 2000 Mann unter dem Lieutnant Siegel vereinigte ſich mit dieſen.

Dieſes Republikanerheer beging im Feuer für ſeine Idee wieder die Thorheit, der bedeutenden Verſtärkung, die es in kurzer Zeit gewinnen mußte, nicht zu achten, und ſogleich gegen die weit überlegene heſſiſch-badiſche Truppenmaſſe loszubrechen. Es hatte daher kaum ein wenig beſſeres Schickſal als die Schaar unter Hecker.

Das geſchah am 23. April. Und nun konnte auch die Republikanerſchaar, welche kaum 3 Tage ſpäter, von Frankreich kommend, bei Doſſenbach anlangte, kein beſſeres Schickſal haben. Ihr Anführer war der berühmte Dichter Herwegh, der muthigſte

Freiheitsſänger, aber der feigſte Freiheitskämpfer. Er flüchtete, ſobald er des Feindes anſichtig geworden, wie Friedrich der Große vor ſeiner erſten Schlacht.

Es blieb ihm alſo doch der Troſt, ſich mit einem großen Helden vergleichen zu können. Freilich ſiegte ſein Heer nicht wie Friedrichs Heer hinter dem Rükken des flüchtigen Feldherrn, auch durfte er nicht die Kraft in ſich fühlen, das zukünftig zu werden, was Friedrich wurde.

Man ſieht aus dem Beſchriebenen, wie wenig Plan dem republikaniſchen Unternehmen unterlag. Es fehlte an einem Manne, der das Kriegsweſen verſtand.

Man ſieht aber auch, daß im Volke nicht wenig Sympathie für die Republik vorhanden war, und daß, hätte die Schilderhebung in Mitten Deutſchlands ſtattgefunden, ſie wahrſcheinlich einen glücklicheren Fortgang gewonnen haben würde.

Trotz des Verunglückens des republikaniſchen Aufſtandes wurde die republikaniſche Partei in den deutſchen Staaten immer ſtärker. Selbſt das Beſtreben der Fürſten, ihren Verſprechungen untreu zu werden, verſtärkte ſie.

In Würtemberg trat ſie zunächſt offen hervor, doch gewann ſie hier nicht beſonders große Kraft,

da man hier nicht Urſache hatte, mit dem Fürſten ſehr unzufrieden zu ſein.

Anders war es in Herzogthum Altenburg, wo der Fürſt mit der äußerſten Hartnäckigkeit an ſeinen alten Rechten oder Unrechten hing und dem Volke Trotz bot. Dort trat die republikaniſche Partei Anfangs Juni in einen förmlichen Kampf mit den Monarchiſten, deren Zahl ſich als ſehr ſchwach erwies, aber mit dem Fürſten feſt zuſammenhielt.

Die Verſchiebung des Landtags ließ die Republikaner nämlich von Seiten der Gegner die Beabſichtigung eines Handſtreichs vermuthen. Und dieſe Vermuthung war nicht ungegründet, da die Regierung durch die Wahlen, welche ganz im Sinne der Republikaner ausgefallen waren, in Schrecken und Befürchtungen verſetzt war.

Die Vermuthung erwies ſich aber auch als wohlbegründet, da der kräftigſte Führer der republikaniſchen Partei, Advocat Erbe, auf Befehl der Regierung am 18. Juni verhaftet werden ſollte.

Da erfüllte der Ruf:

„Das Volk iſt verrathen!“

einige Augenblicke die ganze Stadt. Eilboten wurden in die Dörfer geſchickt, und ehe der Abend anbrach, war die ganze Stadt von bewaffnetem Volke

erfüllt und alle Wege zur Stadt wimmelten von bewaffneten Bauernſchaaren.

Bei dieſem Schauſpiel konnte man deutlich ſehen, daß der bei weitem größte Theil der Bevölkerung des Herzogthums republikaniſch geſinnt war.

Die Stadt wurde raſch vom herzoglichen Militair gereinigt. Allenthalben entſtanden Barricaden, und die Thore und anderen Hauptpoſten der Stadt wurden von der bewaffneten Bürgerſchaft beſetzt. Die Sturmglocke läutete ohne Unterbrechung und rief vom Lande immer mehr Kämpfer herbei.

Die Wuth gegen den wortbrüchigen Fürſten und das Miniſterium, welches es unternommen hatte, die Landtagswahl zu nothzüchtigen und nach Mißglükkung deſſen den Landtag zu hintertreiben, war ſehr groß.

Am Nachmittag erließen die Häupter folgende Proclamation:

„Altenburg behauptet ſeine Freiheit, geſtützt auf ſeine Barricaden und den braven Sinn ſeiner Bewohner. Es ſtellt an den Fürſten folgende Bedingungen:

1) Entlaſſung der jetzigen Miniſter und ſofortige Bildung eines neuen Miniſteriums, beſtehend aus den Bürgern v. Braun, Pierer und Cruciger.

2) Sofortige Einberufung des Landtags zum 21. Juni d. J.

3) Vollständige Amnestieerklärung.

4) Sofortige Entlassung des einheimischen Militairs.

5) Erbe, Dölitzsch, Douai und Cruciger haben den Oberbefehl in der Stadt bis auf Weiteres."

Die Verhältnisse waren so drohend, daß der Herzog nicht anstehen konnte, auf alle Vorschriften des Volks einzugehen.

Allein das Mißtrauen in diesen Mann war so groß, daß das Volk noch mehrere Tage in seiner drohenden Stellung verblieb.

Während dieses Actes war beim Volke vielfältig die Rede davon Altenburg für eine Republik, einen deutschen Freistaat, zu erklären. Nur die Rücksicht auf die Verhältnisse der republicanischen Partei an der Schweizergrenze und auf die Stellung der benachbarten deutschen Staaten hielt die Ausführung dieses Beschlusses noch zurück, wenn gleich mit Sicherheit auf die Beistimmung und Unterstützung der Bevölkerung der thüringschen Fürstenthümer gerechnet werden konnte; denn in diesen nahm die re-

publikaniſche Partei den bei weitem größern Theil der Bevölkerung ein.

Im Juni ſchlug dieſe Partei ihr Hauptlager unter dem Namen des demokratiſchen Congreſſes in Frankfurt am Main auf, um die ariſtokratiſche Nationalverſammlung auf die ihr vom Volke vorgeſchriebene Richtung gebieteriſch hinzuweiſen.

Und wenn gleich dieſer Congreß von der Majorität der Nationalverſammlung, welche ſich auf die Kraft der fürſtlichen Heere ſtützte, manche Beweiſe der Verachtung erfuhr, ſo läßt ſich doch nicht ableugnen, daß er dieſelbe mit ihren ariſtokratiſchen Plänen in gewiſſe Schranken zurücktrieb.

Aus dem ganzen Hergange der republikaniſchen Unternehmung aber läßt ſich folgern, daß Deutſchland von dieſer Revolution die Republik zu erhalten nicht hoffen konnte.

Während dieſer Parteibewegungen hatte ſich auf mehren Seiten Deutſchlands Krieg entwickelt; zuerſt in der Lombardei, welche, der Freiheitsbewegung der anderen italieniſchen Staaten folgend, ſich gegen Oeſtreichs freilich ſehr drückendes Joch erhob.

Mailand, Venedig, alle bedeutenden Städte des österreichischen Oberitaliens erhoben sich. Die Besatzungen mußten dem Sturme weichen, die Zitadellen wurden dem Volke übergeben, und da sich nun der König von Sardinien, Karl Albert, der Lombarden annahm, so schien es, Oberitalien solle für Oesterreich verloren sein.

Am 30. März erließ der König von Sardinien an die Lombarden folgende Proclamation:

„Karl Albert ꝛc. an seine heißgeliebten Völker. Unsere Pflichten als König, die Verbindlichkeiten, welche uns eng mit den heiligen Interessen Italiens verknüpfen, erheischen von uns, mit unseren Söhnen uns in die lombardischen Ebenen zu begeben, wo jetzt das Schicksal des italienischen Vaterlandes zur Entscheidung kommen soll. Unser Heer, der Gegenstand unserer langjährigen Sorge und Liebe, folgt uns. Eine große Anzahl tapferer Bürger ist herbeigeeilt, mit uns die Mühen des Krieges und die Gefahren der Schlachten zu theilen. Unser Herz frohlockt über einen so erhabenen und allgemeinen Enthusiasmus. Herrlich und glorreich ist es für uns, der Anführer so hochherziger Schaaren bei dem heiligen Unternehmen zu sein, welches zuerst von dem allererhabensten Papst Pius IX. begonnen worden. Den

Communalmilizen unſeres Reichs, der Liebe unſeres Volks vertrauen wir mit voller Zuverſicht den Schutz unſerer Familie und die Bewahrung der öffentlichen Ordnung, die erſte Grundlage aller Freiheit, an. Treue Savoyarden, tapfere Ligurier, eurer Treue, eurer Ehre, eurem kräftigen Arme übergeben wir die Vertheidigung unſerer Grenzen und unſerer Seeküſten. Während der Abweſenheit Eurer Brüder im Heere werdet ihr Alle die gemeſſenen und würdigen Beſchützer der freien Inſtitutionen und der Unverletzlichkeit des Vaterlandes ſein. Gegeben in unſerem Generalquartiere zu Voghera am 29. März 1848.

Karl Albert."

Der Krieg der Lombarden gegen Oeſtreich gewann in Italien eine Art von Heiligkeit. Alle Prieſter predigten ihn, und faſt alle Fürſten entſchieden ſich dort für denſelben.

Die Weigerung des Papſtes, an demſelben Theil zu nehmen, rief in Rom eine Revolution hervor, und in ſpäterer Zeit geſchah um Aehnlichen willen in Neapel Aehnliches.

Die oberitalieniſch-ſardiniſche Armee wuchs durch die Truppenſendung der italieniſchen Fürſten bald auf die Stärke von nahe an zweimalhunderttauſend Mann mit einer zahlreichen Artillerie an.

Die öſterreichiſchen Truppen hatten ſich bis unter die tyroler Berge zurückgezogen, erwarteten da ihre Verſtärkung, und drangen unter der Führung des Generals Radetzky zu Ende des Monats April wieder vor.

Das deutſche Heldenthum, welches in Italien ſchon ſo oft ein Triumpffeſt gefeiert hatte, bereitete ſich auch diesmal ein ſolches. Nirgends gelang es den Italienern einen Sieg zu gewinnen, dagegen ſiegte das deutſche Heer auf mehr als einem Orte ſehr glänzend, und ehe der Sommer verfloſſen war, befand ſich Oeſterreich wieder völlig im Beſitze von Oberitalien.

Der König von Sardinien mußte einen Waffenſtillſtand mit Oeſterreich ſchließen, und den Lombarden blieb nur die Hoffnung auf die Einmiſchung Frankreichs, in welcher Hoffnung ſie ſich jedoch bis auf den heutigen Tag getäuſcht ſehen. —

Aber nicht bloß hier, ſondern allenthalben wo es zum Kriege mit fremden Nationen kam, bewies das deutſche Schwert die Würde ſeines uralten Ruhms als eine verdiente.

Schon der vorige König von Dänemark, das Ausſterben ſeines Stammes vorausſehend, hatte einen Plan angelegt, Holſtein und Schleswig, ganz

gewiß aber Schleswig, beim Königreich Dänemark feſt zu halten.

Vor etwa 400 Jahren hatten die Schleswig-Holſteiner einen König von Dänemark von demſelben Stamme zu ihrem Herzog gewählt, dabei aber keineswegs das däniſche Tronvererbungsgeſetz für ihren Fürſtenſtuhl in Geltung geſetzt, vielmehr ausdrücklich beſtimmt, daß die Fürſtenfolge bei ihnen ſtets in den männlichen Linien bleiben und nie auf die weiblichen Linien des Hauſes Oldenburg (welchem die Könige von Dänemark entſtammen) übertreten ſolle.

Die verſchiedenartigen Succeſſionsordnungen ſtellten nun den Fall in Ausſicht, daß auf die Fürſtenſtühle von Dänemark und Schleswig-Holſtein zwei verſchiedene Perſonen gelangen, und Schleswig-Holſtein ſich dann mit ſeinem beſondern Fürſten, gemäß ſeiner Grundgeſetze, Deutſchland wieder anſchließen werde.

Das zu hintertreiben, erließ der König Chriſtian von Dänemark zwei Jahre vorher ſeinen offenen Brief, in welchem er erklärte, daß Schleswig-Holſtein in jedem Falle mit Dänemark verbunden bleiben müſſe.

Darüber entbrannte nicht bloß ganz Schleswig-Holſtein, ſondern auch ganz Deutſchland in Unwillen. Dänemark aber arbeitete unbeirrt in ſeinem Plane, den es nun einmal ans Tageslicht gebracht hatte,

fort, und ſtärkte ſich zu dem kühnen Entſchluſſe, ſelbſt mit Deutſchland einen Krieg einzugehen, durch Rußlands tückiſche Rathſchläge und Verſprechungen.

Der König Chriſtian von Dänemark ſtarb, und ſein Sohn, der unfruchtbare Ehegatte zweier Weiber, trat die Regierung an, ohne mit anderen Verſprechen ſeinen Dänen auch das geben zu können, durch Erzeugung eines Prinzen die gefährliche Schleswig-Holſteinſche Angelegenheit zu Dänemarks Gunſten zu beſeitigen.

Es iſt ſpaßhaft, in welchen Schwächen doch oftmals der Erde Gewaltige vor ihren Völkern daſtehen müſſen.

Der neue König aber nahm den Plan ſeines Vaters und ſeiner getreuen Räthe auf, und ließ jetzt, da er Deutſchland unter der Gewalt ſeiner Revolution für ganz ohnmächtig hielt, manche gewaltſame Maßregel über Schleswig-Holſtein ergehen.

Darob entbrannte die Wuth der Schleswig-Holſteiner, und ſie riefen in ihr deutſches Mutterland herein, daß ihnen Schutz und Hülfe zugeſchickt werden möge.

Nicht umſonſt hatten die Schleswig-Holſteiner gerufen. Der Bundestag ſuchte ſich bei dieſer Gelegenheit noch einmal zu zeigen. Auf ſeine Anforde-

rung wurde alsbald in Preußen, Hannover, Braunschweig und Oldenburg gerüstet.

Die Dänen suchten zuerst ihre Seemacht fühlbar zu machen und dadurch Respect vor sich einzuflößen. Aber trotz des Einziehens ihrer Leuchtfeuer und trotz der Beschlagnahme mehrerer preußischer Schiffe schritten die Rüstungen fort, und vor Mitte April befanden sich schon an 15,000 Mann deutsche Truppen kriegsfertig in den verbundenen beiden Herzogthümern.

Am 23. April nahm der preußische Gesandte mit der Erklärung, daß die Beschlagnahme preußischer Schiffe, Seiten Preußens als eine dänische Kriegserklärung angesehen werden müsse, seine Pässe, und nun erst begann der kurze, für die Deutschen aber sehr glorreiche Krieg, durch welchen die Dänen, in jeder Schlacht besiegt, innerhalb einiger Wochen aus allen Theilen der Herzogthümer Schleswig-Holstein verjagt wurden

Die Dänen stellten sich aufs Neue nach einigen Wochen bei Gravenstein und Sonderburg zum Kampfe, wurden aber eben so tüchtig als früher geschlagen. Ebenso schlug das nur 350 Mann starke deutsche Freikorps des Majors Thann bei Hadersleben ein Corps von 1300 Dänen furchtbar.

Vor Ende des Monats Juni war Dänemark zu Lande völlig kriegsunfähig. Die deutsche Armee ſtand auf der Schwelle von Jütland, und das kleine Meerkönigreich ſah ſich nun durch nichts weiter geſchützt als das Meer. Es mußte Friedensunterhandlungen anknüpfen.

Allein bauend auf ſeine Seemacht, durch welche es Preußen bereits einen ungeheuren Schaden angerichtet hatte, ſtellte es ſo unverſchämte Bedingungen, daß man deutſcher Seits darauf einzugehen Anſtand nahm.

Aber die Rückſicht Preußens auf ſeinen ſehr geſtörten Seehandel zwang wenigſtens einen Waffenſtillſtand auf 7 Monate zu ſchließen — zu Ende Juli. — Während deſſelben wird Deutſchland ſich in den Stand ſetzen, auch die däniſche Seemacht unſchädlich zu machen.

Wie nothwendig auch dieſer Waffenſtillſtand für Preußen ſein mochte, ſo gefiel er doch dem größeren Theile des deutſchen Volks, der darin eine Selbſtentehrung ſah, ſo ſchlecht, daß darum eine Revolution gegen die ariſtokratiſche Rechte der Nationalverſammlung am 18. September ausbrach, bei welcher zwei Mitglieder dieſer Rechten, der Fürſt Lichnowski und Herr von Auerswald, das Leben einbüßten. —

Während des Kriegs mit Dänemark hatte Preußen auch aufs Neue mit den Polen zu kämpfen, welche ſich, den Aufſtand des deutſchen Volks zur Freiheit benutzend, wieder erhoben hatten.

Im Intereſſe ihrer Nationalität machten auch die Polen des Herzogthums Poſen Forderungen vor dem preußiſchen Throne, und es wurde ihnen zugeſtanden, im Herzogthum ein reinpolniſches Staatsweſen mit allen den bürgerlichen Freiheiten, die den Deutſchen Völkern gewährt worden, herzuſtellen.

Allein die Polen ergriffen ſtatt des Fingers die Hand, und ſtatt das Gewährte zu nützen in rechter Weiſe, ſuchten ſie auf Grund deſſelben das Herzogthum von allem zu reinigen, was in irgend einer Art deutſches Gepräg trug.

Dadurch mußte natürlich den Tauſenden von Deutſchen, welche in dem Großherzogthum wohnten, ſchweres Unrecht geſchehen.

Das preußiſche Kabinet konnte Solches nicht gut heißen. Die Polen aber rüſteten ſich raſch zum Kampfe und erlaubten ſich hier und da unter der Anführung roher Leute unverzeihliche Gewaltthätigkeiten gegen Deutſche.

Der General Williſen, als Commiſſar nach Poſen geſendet, ſtrebte vergebens, die differirenden Ver-

hältniſſe auszugleichen. Er mußte zurückkehren, und der Kampf des preußiſchen Heeres gegen die aufſtändiſchen Polen, der auf Seiten deren durch die Scheidung des Herzogthums in einen deutſchen und polniſchen Theil noch mehr erhitzt wurde, begann nun, wurde aber am 8. Mai vom General Pfuel durch Gefangennahme des polniſchen Hauptcorps ſo gut als geendet.

Nachdem die deutſche Nationalverſammlung lange nichts weiter gethan als einen nutzloſen Kampf ihrer Parteien angeſehen, kam ſie endlich auf die wichtige Frage, auf welche Weiſe den deutſchen Reiche die möglichſte Einheit gegeben werden könne.

Erkennend, daß dieſe Einheit ganz beſonders durch die höchſte Executivgewalt erzielt werden, und daß dieſe Gewalt beſtehen müſſe, bevor die Schöpfung eines Reichsgrundgeſetzes etwas nützen könne, nahm die Verſammlung ſich mit beſonderem Eifer der vorliegenden Frage an.

Aber dieſe Frage war es, wobei die Parteien aufs heftigſte an einander gerathen mußten. Die

eifrigſten Ariſtokraten ſammt den früher erwähnten Vertrauensmännern, die jetzt alle in der Nationalverſammlung ſaßen, forderten, daß Deutſchland einem erblichen Kaiſer untergeben werde. Andere wollten einen Kaiſer auf Lebenszeit, Wahlkaiſer; die Linke republikaniſchen Sinns, wollte, daß ein Präſident, deſſen Abkunft bei der Wahl nicht in Betracht gezogen werden ſolle, an die Spitze des Reichs geſtellt werde; wieder Andere, rein demokratiſchen Sinns, wollten, daß eine unter mehre Perſonen vertheilte Präſidentur errichtet werde.

Der Kampf wurde ſehr hitzig, und da keine der Fragen zu einer wirklichen Entſcheidung gelangen konnte, ſo mußte man ſich entſchließen, die zu ſchaffende oberſte Executivgewalt als eine proviſoriſche in Vorſchlag zu bringen.

Für eine ſolche war es leichter eine Entſcheidung zu gewinnen, doch war auch dabei der Kampf ſehr heftig, und erſt nach großen Stürmen ſetzte die Rechte die Wahl eines unverantwortlichen proviſoriſchen Reichsverweſers durch.

Nun erhob ſich der Kampf darum, ob der zu wählende Reichsverweſer fürſtlicher Abkunft ſein müſſe oder nicht. Der Präſident von Gagern wußte mit Schlauheit dieſen Strudel zu überſchiffen und

ſetzte zu Ende Juni die Wahl des Erzherzogs Johann unter dem Motto durch:

„Nicht weil er ein Fürſt iſt, ſondern obgleich er ein Fürſt iſt.“

Die Volkspartei war durch Liſt, aber vielleicht zu Deutſchlands Heil, geſchlagen worden.

Die Nationalverſammlung ſendete nun eine Deputation an den Erzherzog nach Wien, und dieſer hielt am 11. Juni ſchlicht, aber feierlich ſeinen Einzug in Frankfurt am Main.

Nach einigen Tagen übernahm der Reichsverweſer den Oberbefehl über die geſammte deutſche Heeresmacht zu Land und Waſſer, und umgab ſich mit einem Miniſterium, welches aus folgenden Männern gebildet wurde: Fürſt von Leiningen, Mevisſen, von Beckerath, Mathy, Duckwitz, von Schmerling (für die Verwaltung des Innern), Baſſermann, v. Peuker, Heckſcher.

Aber die Wahl des Reichsverweſers mit ſolchen Rechten, als ſie ihm gegeben waren, gefiel nicht bloß einem Theile des Volkes, ſondern auch manchen Fürſten nicht.

Der König von Hannover, jener ſchon früher erwähnte Ernſt Auguſt, erklärte geradezu, daß er den Reichsverweſer nur ſo weit anerkennen werde, als

deſſen Macht die Würde ſeiner (Ernſt Auguſts) Krone nicht ſchmälere.

Dagegen machten ſich einige Mitglieder der Nationalverſammlung das Vergnügen, dem König von Hannover zu erklären, daß er in dieſem Falle ein Rebell ſei, daß er ſich nach England zurückverfügen mögen, wenn er die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung nicht achten wolle, und daß die Hanoveraner berechtigt ſein, einen andern König zu wählen und irgend eine Staatsverfaſſung anzunehmen, ſofern Ernſt Auguſt, unzufrieden mit dem gegenwärtigen Zuſtande Deutſchlands, ſeinen Thron verlaſſe.

In dieſem Zeitraume hatten ſich die Zuſtände in den größeren Einzelſtaaten wieder ziemlich ſchlimm geſtaltet. In Preußen trat der König, allzu ängſtlich für ſeine königliche Würde beſorgt, immer feindſeliger der Ständeverſammlung entgegen, und in Oeſterreich gerieth der Kaiſer durch die tückiſche Behandlung der Ungarn mit dem Volke in Colliſion.

Schon im März hatten die Ungarn beim Kaiſer darauf angetragen, ein eigenes Miniſterium zu erhalten, damit ſie endlich von der Schmach, Zinsſclaven anderer Nationen zu ſein, befreiet würden.

Der Kaiſer trug kein Bedenken, zuzuſagen, allein

von ſeinen Rathgebern eines Schlimmern belehrt, nahm er bald ſein Zugeſtändniß zurück, und erklärte, daß er der ungariſchen Nation nie ein eigenes Miniſterium zugeſtehen könne.

Doch abermals ſah ſich der Kaiſer von den Verhältniſſen gezwungen, zuzugeſtehen was gefordert wurde. Allein es war von ſeinen Räthen ein echt diplomatiſches Plänchen entworfen, nach welchem das ausſchließlich ungariſche Miniſterium durch die Verhältniſſe unmöglich gemacht werden ſollte, ſo daß des Kaiſers Wille dabei ganz außer dem Spiele bliebe.

Der Plan ſchien glücken zu wollen. Kaum hatte ſich das ungariſche Miniſterium gebildet, als die Südſlaven, beſonders Kroaten, ſich gegen daſſelbe erhoben und den Kaiſer anriefen, daſſelbe aufzuheben, indem ſie überzeugt ſeien, daß nur ein öſterreichiſches Miniſterium, nicht aber ein magyariſches väterlich für ſie ſorgen und ihnen ihre volksthümlichen Inſtitutionen erhalten werde.

Es war gleich zu erkennen, daß dieſer Slavenaufſtand gegen das ſelbſtſtändige ungariſche Miniſterium nichts war als ein Kunſtſtück des kaiſerlichen Kabinets. Aber noch deutlicher zeigte ſich das in der Folge in dem Verhalten des Ban Jellachich von Kroatien zu den Magyaren und dem Kaiſer.

Die Ungarn erkannten das verrätherische Spiel. Um nun ihre volle nationale Selbstständigkeit zu bethätigen, ließen sie ihr Ministerium beschließen, die ungarischen Truppen, welche gegen das aufständische Oberitalien gesendet waren, zurückzuberufen, sofern das kaiserlich österreichische Kabinet nicht wegen des ferneren Gebrauchs dieser Truppen beim königlich ungarischen Kabinet einkomme.

Es war nicht zu leugnen, daß die Ungarn im Rechte waren. Das österreichische Kabinet ging ja aber eben darauf aus, das selbstständige ungarische Ministerium mit Gewalt zu vernichten, da es dasselbe kraft irgend eines Gesetzes oder Rechtes nicht hatte verhindern können.

Es entließ also nicht nur nicht die ungarischen Regimenter vom italienischen Kriegsschauplatze, sondern sendete auch noch andere ungarische Truppen dahin. Dadurch suchte es zugleich den Zweck zu erreichen, die Ungarn zu einem Nationalaufstande unfähig zu machen.

Die Ungarn führten nun natürlich eine sehr drohende Sprache, dagegen versprach der Ban Jellachich von Kroatien im Interesse des kaiserlichen Ministeriums Ungarn zu demüthigen und in ihm die alte Unterwürfigkeit wieder herzustellen.

Der Ban Jellachich aber war, (da Kroatien zu Ungarn gehörte) ein Beamteter des ungarischen Ministeriums und also an demselben in Folge jenes Schrittes ein Verräther.

Das Ministerium forderte also vom Kaiser, als ungarischem Könige, die Bestrafung des Verräthers. Der Kaiser war in Verlegenheit. Noch mehr beängstigten ihn die Unruhen in Wien. Er mißbilligte also die Verrätherei des Ban, bestrafte ihn aber nicht und entzog ihm noch weniger seiner Macht, wodurch sich noch klarer das tückische Spiel des kaiserlichen Kabinets herausstellte.

Jellachich beeilte sich aber nun in Folge der geheimen Befehle des Kaisers, sein Werk auszuführen, und brach zu Ende Mai mit einer großen Kroatenhorde in Ungarn ein. Es kam bald zu kleinen Gefechten, die nichts entschieden.

Aber in dem Rücken ihrer kleinen Landsturmschaaren sammelten die Ungarn große Massen, die schon im Juli dem Herrn Jellachich Beweise gaben, daß ihm seine diplomatische und kriegerische Verrätherei nicht eben die glänzendste Ernte bereiten werde

Doch waren die Kroaten nicht leicht zu vertreiben, und ihre Verwüstungen wurden immer ärger. Das ungarische Ministerium forderte nun mit der Drohung,

ihn seines Königthrons zu entsetzen, von dem Kaiser, daß er durch einen ernstlichen Befehl dem kroatischen Unwesen steure.

Aber der Kaiser spielte sein Spiel fort, hier gab er zusagende Worte, und dort gab er in umgekehrter Hinsicht Befehle, so, daß es Jellachich wagen konnte, im September Forderungen an Ungarn zu stellen, die alles das enthielten, was der Kaiser wünschte.

Jeder biedre Mensch war über diese schändliche Gaunerei entrüstet, vorzüglich aber bewiesen die Wiener ihren Unwillen.

Inzwischen wurde man in Ungarn der Betrügerei müde und ermordete einen Abgeordneten des Kaisers. Dagegen ernannte der Kaiser am 2. Oct. den Verräther Jellachich zum Generalcommandanten von Ungarn, hob den ungarischen Reichstag auf, erklärte alle seine Beschlüsse für null und nichtig, und gab Befehl, sofort 40,000 Mann mit zahlreicher Artillerie gegen die Ungarn zu ihrer Unterwerfung zu führen.

Da erhoben sich, ergrimmt über das Spiel, welches der Kaiser oder sein Kabinet mit den Ungarn spielte, die Wiener am 6. October zu einem furchtbaren Aufstande. Die Truppen werden am Abzug nach Ungarn durch Vernichtung der Eisenbahn ge-

hindert, das Zeughaus wird erstürmt, allenthalben werden die Truppen geschlagen, ein General und viele Offiziere fallen, der Kriegsminister Latour wird ermordet, aber zugleich wird der furchtbare Fehler begangen, den Kaiser mit seiner Familie abermals flüchten und sich in Sicherheit bringen zu lassen.

Die Truppen legten sich nun unter General Auerspergs Befehl vor die Stadt, die Stadt dagegen verschanzte sich, und der Reichstag, welcher sich in ihr befand, bildete eine höchste executive Behörde, zum Theil aber übte er auch selbst, entsprechend dem Drange der Verhältnisse, die Executivgewalt aus.

Während dessen war das Kroatenheer unter Jellachich von den Ungarn tüchtig geschlagen und über die österreichische Grenze getrieben worden.

Der Ban, dem es im Eifer, dem Kaiser zu dienen, nicht darauf ankam, wie und wo das geschehe, wendete sich sogleich gegen Wien und vereinigte sein Heer mit den österreichischen Truppen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kaiser für seine drei Niederlagen einen großen Sieg und Triumph gewinnen zu müssen glaubte. Jetzt, meinte er, müsse es ihm gelingen, nicht bloß alle den Ungarn, sondern auch alle seinen Deutschen gewährten Rechte wieder zurück zu erwerben. Er war ent-

ſchloſſen, jetzt Wien, und dann Ungarn zu demoliren.

Eine ungeheure Heeresmaſſe wurde um Wien her geſammelt. In der Hoffnung, daß die Ungarn ihnen zu Hilfe kommen würden, ließen die Wiener dies geſchehen.

Allein die Ungarn hatten ſo ſehr für ſich ſelbſt zu thun, daß ſie den heldenmüthigen Wienern unmöglich wirkſamen Beiſtand leiſten konnten, wie gern ſie es auch gethan hätten.

Am 23. Oct. wurde Wien in Belagerungszuſtand erklärt, und am 26. begann von allen Seiten das furchtbarſte Bombardement, nach welchem die faſt gar nicht befeſtigte Stadt ſich am 29. September ergeben mußte.

Der Kaiſer beeilte ſich nun den Reichstag aufzuheben und an einen anderen Ort zu verweiſen; der Oberbefehlshaber des Heeres dagegen, Fürſt Windiſch-Grätz, der bereits in Prag eine ſehr reſpectable Blutſucht bewieſen hatte, machte ſich das Vergnügen, von den gefangenen Wienern ſo viele als möglich ſtandrechtlich erſchießen zu laſſen.

Unter denen, welche ein ſolches Loos traf, befand ſich auch das gefeierte Mitglied der frankfurter Nationalverſammlung, Buchhändler Robert Blum aus

Leipzig, der von einer Partei jener Versammlung zu Schlichtung der Streitigkeiten nach Wien gesendet worden, und in den Tagen des Kampfes die Führung einer Compagnie übernommen hatte.

Nun gingen in Oesterreich die errungenen Volksfreiheiten fast alle wieder verloren. Sie waren gleichsam dem heldenmüthigen Ungarnvolke zum Opfer gebracht, dessen Freiheiten nun ein gleiches Schicksal erleiden zu müssen schienen.

Allein in den Sternen steht es oft anders geschrieben als in den Plänen der Fürsten, und heute bezweifelt man nicht, daß die Ungarn ihren unglücklichen Bundesgenossen alle dargebrachten Opfer wieder erstatten werden.

Nun aber war das kaiserliche Kabinet doch in schwerer Verlegenheit darum, ob es auch angehe, daß ein Kaiser in so greller Weise, als es hier geschehen mußte, sein Wort am Volke brechen dürfe.

Das schien nicht anzugehen. Da aber die Aristokratie unmöglich die Volksfreiheiten fortbestehen lassen konnte, so drängte sie den Kaiser Ferdinand zu seiner Thronentsagung und führte dagegen den Neffen desselben, einen achtzehnjährigen Knaben, Namens Franz Joseph, als unbeschränkten, durch keine Constitution und keine Gewährung in seiner Macht beschränkten Herrscher auf den Thron.

Noch ehe dies geschehen, und zwar gleich nach der Unterwerfung Wiens, war an den Fürsten Windisch-Grätz der Befehl gegeben, eine gleiche Execution an dem Königreiche Ungarn auszuüben.

Windisch-Grätz freute sich seiner hohen Mission und nahm, mit Orden geschmückt, sein Werk in Angriff. Er verstärkte sein Heer gewaltig und zog, verbündet mit dem Ban Jellachich, an den Ort seiner Bestimmung.

Die Ungarn, welche noch immer sich nicht kriegsfähig genug fühlten, zogen sich in die östliche Hälfte ihres Landes zurück, und der Fürst zog ihnen nach, jeden Schritt nach vorn dem Kaiserstaate hinter sich als einen ungeheuern Sieg verkündend.

Unterdessen aber hatten sich die ungarischen Corps gerüstet und geordnet und brachen nun im Anfang des Jahres 1849 furchtbar hervor. Sieg nach Sieg gewinnend trieben sie das kaiserliche Heer wieder zurück und bewiesen dem Fürsten Windisch-Grätz, daß ein großer Verheerer und Scharfrichter nicht allemal ein großer Held sei.

Noch ist der ungarische Krieg, der ohne Frage das Schicksal des österreichischen Kaiserthums bestimmen wird, nicht zu Ende geführt, und seine Beschreibung bleibt daher einer Fortsetzung dieser Geschichte vorbehalten.

Der Sieg, welchen die Herrschaft in Wien über das Volk davontrug, übte natürlich in den anderen deutschen Staaten seine Wirkung aus. Am stärksten war diese in Preußen, wo sochen eine Ständeversammlung so freisinniger Art ihre Berathungen hielt, als in ganz Deutschland vielleicht keine zweite gebildet worden war.

Gewiß nur mit innrem Zorn hatte der König, der, wie sich nun gezeigt hatte, noch ganz ein Fürst war, die freie kühne Sprache der Ständeversammlung, die sich sogar erdreistete ihm sein „von Gottes Gnaden" abzustreiten, ertragen, und er wünschte einen Augenblick zu finden, in dem er diese feindliche Partei ein wenig einschüchtern oder ganz beseitigen konnte.

Dieser Augenblick kam. Der König aber sicherte sorglich seinem Willen den Sieg, indem er eine ungeheure Truppenmasse in die Mark zog und dem ihm ergebenen General Wrangel, dem Dänenbesieger, den Oberbefehl über dieselbe gab.

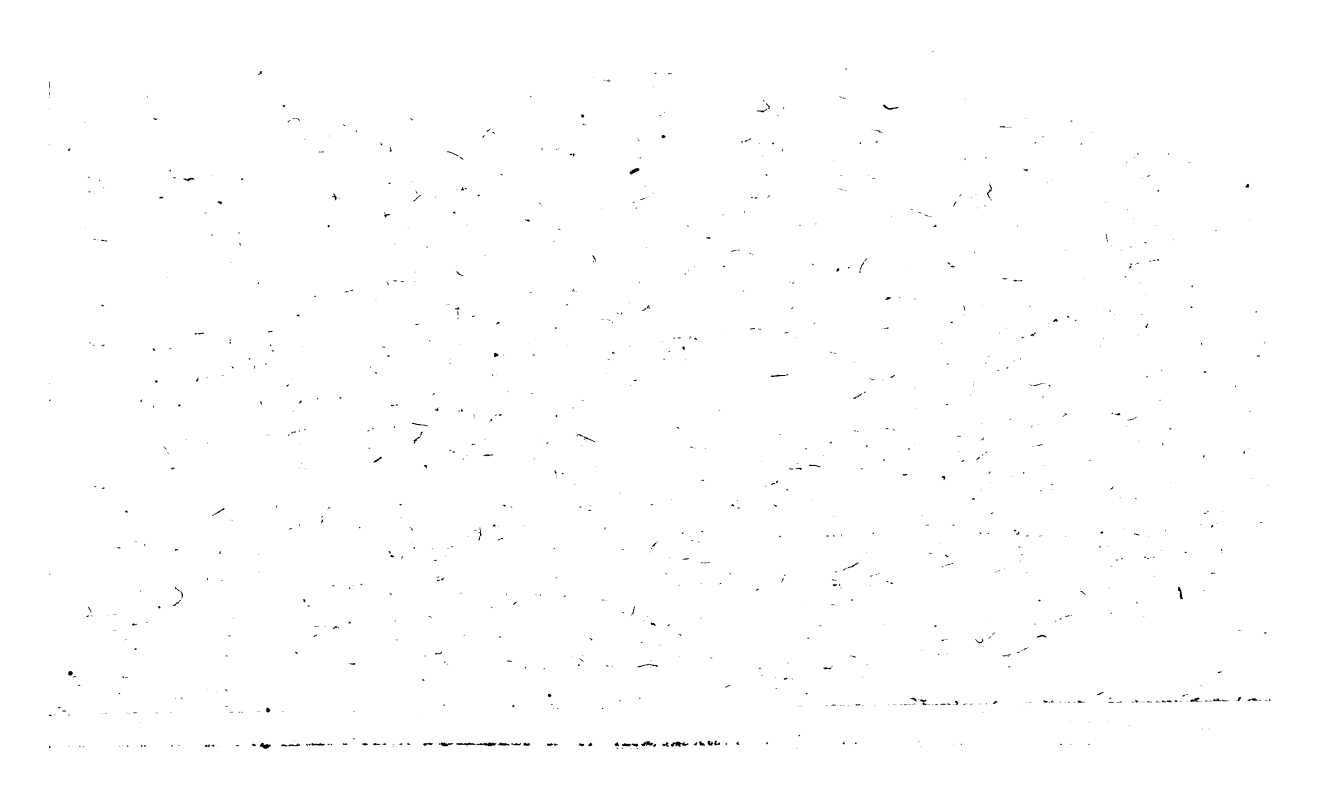
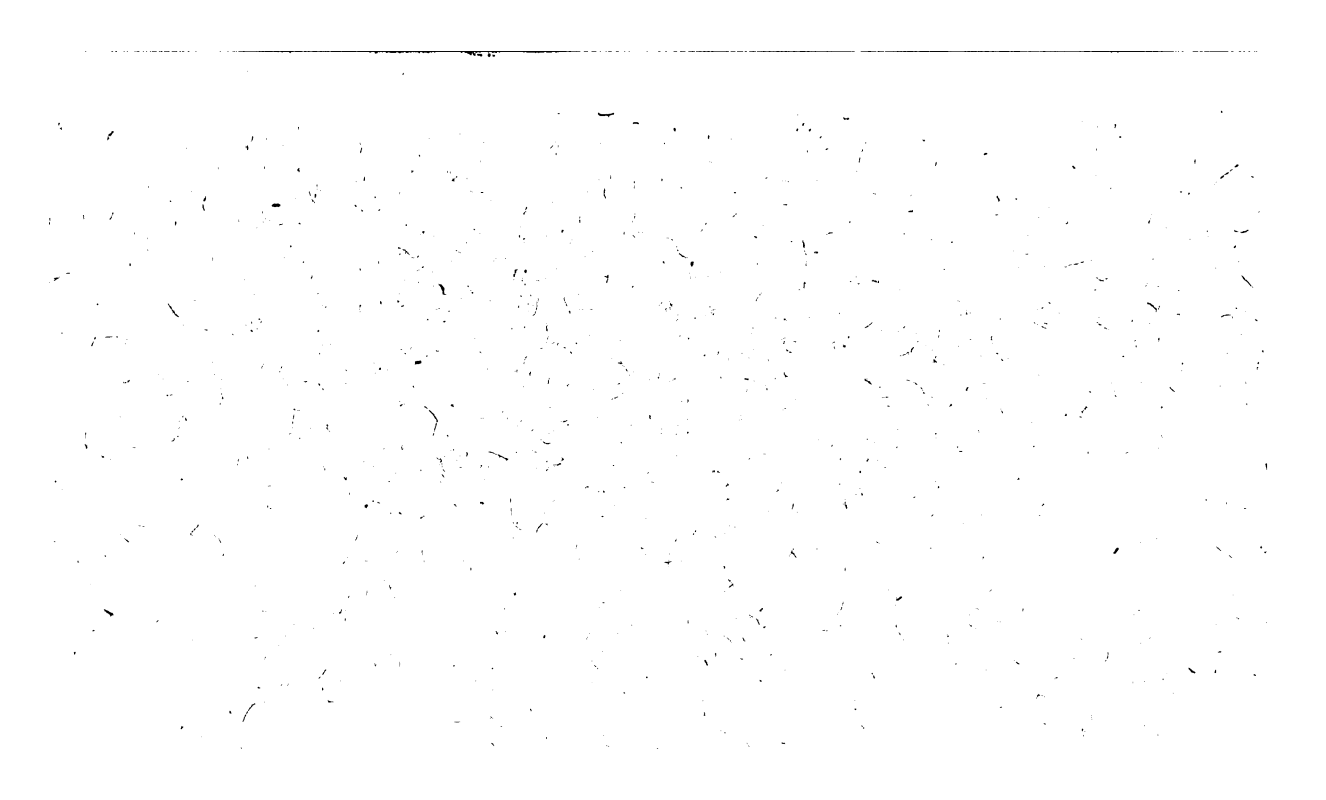
Am 7. September hatte die Nationalversammlung das volksfeindliche Ministerium zur Abdankung genöthigt. In Folge dessen war das freisinnige Ministerium Pfuel gebildet worden. Und auch dieses mochte ein Dorn im Auge des Fürsten sein.

Als nun am 31. October der demokratische Verein

deutsche Reichsgrundgesetz, nach welchem die gefährliche Frage über die Einigung Deutschlands, nämlich über die Art der obersten deutschen executiven Gewalt, abermals vorgelegt und wirklich entschieden werden sollte.

Das Reichsgrundgesetz gab zu vielen Kämpfen der aristokratischen Rechten mit der liberalen Linken Anlaß, doch wurde es rascher zur Vollendung gebracht, als man erwartete.

Ob es das Volk, welches mit großen Erwartungen die Revolution begonnen, völlig befriedigen könne, ist aus ihm selbst zu ersehen.

Ich mag es noch nicht unternehmen, hier schon den Leser zu einer Ueberblickung des Geschehenen aufzufordern und Betrachtungen anzustellen. Die deutsche Revolution ist noch nicht am Ende. Wir haben die Wage nur auf und nieder schwanken sehen. Bis jetzt hat sie sich weder auf die eine, noch auf die andere Seite entschieden gesenkt, wenngleich in die eine Wagschale bereits ein Kaiser geworfen worden ist.

Druck von Sturm und Koppe in Leipzig.